Annotations noted 1/12/[illegible]

AN NICOLAUS DELIUS.

MICHAEL BERNAYS

ÜBER

KRITIK UND GESCHICHTE

DES

GOETHESCHEN TEXTES.

BERLIN,
FERD. DÜMMLER'S VERLAGSBUCHHANDLUNG
(HARRWITZ UND GOSSMANN)
1866.

Dieser Abhandlung war ursprünglich ein Platz im zweiten Bande des von Richard Gosche herausgegebenen Jahrbuches zugedacht; ihr gröfserer Umfang bestimmte jedoch die Herren Verleger, sie mit freundlicher Bewilligung des verehrten Herausgebers, als besondere Schrift erscheinen zu lassen.

M. B.

[illegible]

Den Studien, die ich seit längerer Zeit der Geschichte des Goetheschen Textes gewidmet, haben Sie, mein hochverehrter Freund, eine herzliche, eine wahrhaft aufmunternde und erfrischende Theilnahme bezeigt. Wohl darf ich es daher wagen, mich vornehmlich an Sie zu wenden, und Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, wenn ich jetzt, Ihrem eigenen Rathe und der Meinung einsichtiger Freunde folgend, einige von den unzweifelhaften Ergebnissen dieser Untersuchungen dem gröſseren Kreise derjenigen vorlege, die für das Schicksal, welches die Werke unseres Dichters betroffen, nicht gleichgültig sind.

Es ist eine allgemeine Klage — und lauter als je ist sie in den letzten Jahren vernommen worden — daſs der Text unserer classischen Dichterwerke sich in einem verwahrlosten Zustand befinde, in dem er nicht länger verharren dürfe. Diese Klage ist nicht ungerecht, obgleich man allerdings vermuthen darf, daſs diejenigen, welche sie am heftigsten erhoben, von der Art und dem eigentlichen Umfange der Verderbniſs am wenigsten eine deutliche Vorstellung erlangt hatten. Was Joachim Meyer für eine kritische Bearbeitung des Schillerschen Textes theils schon glücklich geleistet, theils mit hartnäckigem Fleiſs und umsichtiger Sorgfalt im Einzelnen vorbereitet hat, wird bei einer anderen Veranlassung näher zu erörtern sein. Was jedoch für Goethes Werke, we-

[1]) Goethes Werke sind im folgenden überall, wo keine besondere bibliographische Notiz sich findet, nach der Ausgabe letzter Hand citirt.

nigstens für einen bedeutsamen Theil derselben, geschehen müsse, damit sie in unverletzter, ursprünglicher Reinheit erscheinen, das ist bisher nicht erkannt und nicht geahnt worden.

Von meiner Jugend an dem unablässigen Studium unserer grofsen Autoren mit Begeisterung hingegeben, hatte ich lange in die Welt der Goetheschen Poesie mich eingelebt, ohne dafs es mir in den Sinn gekommen wäre, seine Worte, so wie sie mir überliefert vorlagen, mit dem Auge des philologischen Kritikers zu betrachten. Ich suchte den Gehalt der Dichterrede zu durchdringen, ihn, nach dem Mafse meiner Empfänglichkeit, mir anzueignen; immer weiter drang ich im Laufe der Jahre vor; mit der Einsicht wuchs die Liebe, und ich ruhte nicht eher, als bis mir die Werke des Dichters, auch in ihren kleinsten Theilen, lebendig geworden, bis ein klares, umfassendes Bild seines Lebens und Schaffens vor meinem Blicke stand, und bis er selbst, in der einsamen Hoheit seines Wesens, oder im Geleite seiner mitstrebenden Genossen, auf dem Boden seiner Zeit, mir leibhaftig entgegengetreten war. So liebte ich in Goethe einen erhabenen Freund, einen weisen Führer durch so manche Irrgänge des Lebens; sein Wort klang mir lieblich und erhebend, seine Dichtungen trug ich in mir, eine unerschöpflich strömende Quelle des edelsten Genusses, der herrlichsten Geistesnahrung; aber fern blieb mir der Gedanke, dafs ich es jemals unternehmen würde, auch nur an eine einzige Zeile des Dichters die kritisch bessernde Hand anzulegen.

Gewifs haben mich Neigung und Geschick hier den richtigen Weg geführt. Man mufs lange in ungestörter Unbefangenheit mit einem grofsen Dichter verkehrt haben, ehe er uns eine wirkliche Einsicht in sein Wesen vergönnt. Man mufs mit ihm verkehrt haben ohne jeden Hintergedanken, ohne jeden Nebenzweck; nur den einen, einfachen Zweck mufs man im Auge behalten: den Dichter, wie ein lebendiges Individuum, in vertrauensvollem Umgange kennen zu lernen. Und für diese selbstlose Hingebung wird man auf das schönste belohnt. Denn wie in einem langen Zusammenleben der Freund dem Freunde sich unverhüllt zeigen mufs mit allen Kräften des Gemüths und Geistes, mit allen Eigenheiten sei-

ner Natur, so muſs auch der Dichter, dem wir vertrauensvoll genaht sind und in dessen Nähe uns die wachsende Neigung festgehalten, allgemach sich herbeilassen, das Geheimniſs seines Daseins vor uns zu entschleiern. Wir erfahren, wie es in seinem Innern beschaffen ist; wir lernen aber auch den Ausdruck seiner Mienen kennen; Wort, Blick und Geberde wird uns vertraut; in der lieben Gewohnheit des fortdauernden Umgangs gewinnen wir einen Instinct, durch den wir unmittelbar empfinden, was dem Dichter gemäſs sein mag, was ihm natürlich ansteht, und was ihm fremd, ungeziemend oder widerstrebend ist.

Aber bei dieser Empfindung beruhigen wir uns nicht. Wir streben nach der Klarheit sicherer Erkenntniſs, die nur erlangt werden kann durch eine scharfe, sorgfältig durchgeführte Beobachtung alles dessen, was zu den Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten des Dichters zu rechnen ist: er theilt uns seinen Geist mit; wir aber müssen durch die ausharrende Thätigkeit selbständiger Forschung uns dieser Mittheilung zugleich versichern und würdig machen.

Unmittelbare, lebendige, sichere Empfindung und zuverlässige Einsicht, deutliche Erkenntniſs müssen also in festem Bunde ungeschieden zusammenwirken, wenn die philologische Kritik ihr Werk mit Erfolg vollbringen, wenn sie dem Autor, in dessen Dienst sie sich begiebt, auch in der That dienlich sein will.

Denn was will die Kritik? Was darf sie wollen? — Will sie, in gewissenlos keckem Selbstvertrauen, dem Dichter etwas entziehen, was er als sein Eigenthum mit seinem Stempel bezeichnet hat? Oder treibt ein anmaſslicher Dünkel sie gar so weit, daſs sie — ein noch gefährlicheres Unterfangen! — dem Dichter aus eigenen unzulänglichen Mitteln etwas aufdringen will, was er von sich gewiesen hat? Will sie nach wechselnder ästhetischer Laune, nach dem engen Gesetz einer starren Doctrin das Wort des Dichters ummodeln, oder es dem grillenhaften Geschmacke der Zeit gefällig anbequemen? — Nein, die ächte Kritik weiſs nichts von solcher Vermessenheit und Selbstüberhebung; ihr genügt an einer bescheidenern Rolle; sie will, wie eine sorgsam thätige Dienerin, nur Hab' und Gut ihres Herrn, des Autors, treu-

lich zusammenhalten, daſs es unverringert und unverkümmert bleibe; ist es verschleudert und beschädigt worden, so sucht sie es wieder zu gewinnen und wieder herzustellen. Gerade diese Unterordnung gewährt der Kritik eine sichere Selbständigkeit; in dieser Unterordnung findet sie ihren Ruhm und ihren Lohn.

Alles wissenschaftliche Thun kann nur ein Ziel haben, die Wahrheit. Jede einzelne Wissenschaft aber hat ihre bestimmte Aufgabe zu lösen; ihr muſs sich daher auch die Wahrheit, die gesucht und erstrebt wird, unter einer bestimmten Form verkörpert darstellen. Jenes einzige Ziel hat auch die Kritik im Auge: das Wahre ist aber in diesem Falle das Wort des Autors, wie es aus seinem Munde, aus seiner Feder hervorgegangen. Daſs dies unverändert erhalten bleibe, darüber hat die Kritik zu wachen. In der That, eine leichte Aufgabe, wenn nur die Ueberlieferung, welche das Werk aus ferner oder naher Vergangenheit zu uns herüber bringt, sich stets als zuverlässig bewährte. Aber so bewährt sie sich nicht. Aus allen Zeiten vielmehr bestätigt sich uns die Erfahrung, daſs ein Schriftwerk, mit welchen Mitteln es auch auf Pergament oder Papier fixirt worden, durch störende Einwirkungen der verschiedensten Art eine Verletzung seiner Integrität erduldet. Unmerklich schleicht sich das Verderbniſs ein; hat es einmal Platz genommen, so zeigt es den Augen der meisten Leser den täuschenden Schein des Aechten, und ist hartnäckig genug, sich nicht wieder vertreiben zu lassen. Nachlässigkeit und ein thätiger Miſsverstand der Schreiber und Setzer bereiten immer neues Unheil. Hier hat der Autor mit gutem Bedacht sich einer kühnen, bildlichen, oder durch ihre Seltsamkeit energischen Redeweise bedient, er hat aus dem Schatz der Sprache ein alterthümlich kräftiges, halb vergessenes Wort verdientermaſsen wieder hervorgeholt: aber eine solche Freiheit will ihm der Setzer nicht vergönnen, er nimmt Anstoſs an dem Ungewohnten und hält sich berechtigt, dafür das Herkömmliche einzuschieben. Dort wird durch die leichtfertige Verwechselung zweier ähnlich lautenden Wörter der Sinn eines ganzen Satzes verzerrt; dort endlich ist gar eine ganze Zeile ausgefallen, weil das Auge des Setzers, vielleicht getäuscht durch

die Wiederkehr derselben Buchstaben oder Wörter, achtlos über sie hingeglitten. Doch, wer könnte sie alle aufzählen, die Möglichkeiten der Verderbniſs und Entstellung, von denen das schutzlose Wort des Dichters bedroht ist! In allen diesen Fällen hat der Kritiker als der Anwalt des Autors zu handeln; er hat von diesem Befugniſs und Vollmacht erhalten, ihn rechtlich zu vertreten, für sein Bestes thatkräftig zu sorgen, und seine begründeten, wenn auch schon fast erloschenen Ansprüche wieder zur Geltung zu bringen und durchzuführen. Glücklich ist der Kritiker, wenn ihn die Umstände derart begünstigen, daſs er nicht nöthig hat, zu gewagten Behauptungen, zu verwickelten Schlüssen seine Zuflucht zu nehmen, sondern untrügliche Documente vorweisen kann, aus denen das Recht seines Autors deutlich erhellt. Mit andern Worten: der Kritiker geht alsdann am sichersten, darf alsdann die schönste Ausbeute seiner Bemühungen erwarten, wenn seiner Thätigkeit eine feste diplomatische Grundlage geboten wird, wenn die unwiderleglichen Zeugnisse für das Aechte und Rechte noch vorhanden sind. Weiſs er solche kostbare Urkunden ihrem ganzen Werthe nach zu würdigen, weiſs er sie nach den Gesetzen der kritischen Kunst folgerecht zu behandeln, so muſs er sich des Wahren bemächtigen, und er erlebt die Freude, seinem Autor alles unrechtmäſsig Eingebüſste wieder zu erstatten. — Aber freilich nicht immer fällt dem Kritiker ein so günstiges Loos. Oft genug sieht er sich einem Autor gegenüber, dem die Spuren vielfällig erlittener Schäden nur allzu wahrnehmbar anhaften: aber die diplomatische Kritik bietet keine Heilmittel; keine unzweifelhafte Urkunde kommt ihm zu Hülfe, und so verlassen von allen äuſseren Zeugnissen, muſs er vertrauensvoll seine eigene divinatorische Kraft aufbieten. Hier muſs es sich nun bewähren, ob er wirklich im Geiste mit seinem Autor eins geworden ist, ob er dessen Wesen nach allen Seiten hin so durchdringend erkannt hat, daſs ihm das Wahre, nach dem er sucht, wie durch eine innere Nothwendigkeit entgegenkommt; hier muſs das Gefühl eben so wirksam thätig sein [2]), wie der sondernde Scharfsinn: der

[2]) Is demum se sciat ad hanc iudicandi facultatem perventurum, qui

Geist des Kritikers mufs sich schöpferisch erweisen. Nicht selten tragen die Ergebnisse dieser schöpferischen Thätigkeit die Gewähr einer vollkommenen Sicherheit in sich und mehrmals hat es sich ereignet, dafs sie durch die nachfolgende Entdeckung zuverlässiger Urkunden die glänzendste äufsere Bestätigung erhielten. Immer jedoch wird der Kritiker, wenn er jene höchste und schwierigste Probe seiner Kunst ablegt, sich selbst zur Bescheidenheit nöthigen, indem er einsieht, dafs auch die innigste Kenntnifs seines Autors ihn nicht vor Fehlgriffen schützen kann; er wird demgemäfs in seinem Verfahren, vornehmlich den neuern Schriftstellern gegenüber, niemals eine weise Behutsamkeit verläugnen, er wird niemals die Grenze zwischen dem Wahren und dem Wahrscheinlichen aus den Augen verlieren. Er wird stark und enthaltsam genug sein, den Verlockungen eines müfsig spielenden Scharfsinns zu widerstehen; er wird den Wahrheitssinn, der vor allem in ihm mächtig sein mufs, rücksichtslos walten lassen. —

Von solchen Anschauungen geleitet, entschlofs ich mich, den Text der Werke Goethes nach jener strengen Methode zu untersuchen und zu bearbeiten, welche den Schriftwerken des classischen und unseres eigenen Alterthums schon längst zu Gute gekommen ist. Mufste ich freilich, ungeachtet vieljähriger Vorbereitung, meine Kräfte im Mifsverhältnifs zu der Schwierigkeit und Bedeutung dieses Geschäftes erblicken, so durfte ich doch mit einiger Zuversicht mich an das Unternehmen wagen, wenn ich bedachte, dafs ich der fördernden Theilnahme Salomon Hirzels sicher sein konnte. Leider mufs ich mir die Freude versagen, hier im Einzelnen darzulegen, wie viel ich seinem stets zur That bereiten Wohlwollen schuldig geworden. Kann aber aus meinen Bemühungen für die Sicherung und Wiederherstellung des Goetheschen Textes wirklich etwas Ersprießsliches hervorgehen, so mögen die Freunde des Dichters wissen, dafs Hirzel vornehmlich das Anrecht auf ihre Dankbarkeit besitzt. Hätte

saepius repetita lectione in iustam scriptoris consuetudinem venerit, eiusque ingenium dicendique formam ita cognorit, ut, quid γνήσιον, quid ὑποβολιμαῖον sit, sentire et quasi gustare possit. Nam saepe haec sentiuntur facilius, quam verbis explanantur. D. Ruhnkenii Epistola critica I p. 5.

er sich mir nicht „tröstlich und hülflich“ erzeigt, so wäre mir ein sicheres Vorschreiten in einer durch manigfache Hemmnisse so sehr erschwerten Bahn nicht möglich gewesen. Aus seinem Bücherschatze wie aus den Schätzen seines Wissens hat er mir gern alles dargereicht, um meine Zwecke, im Ganzen wie im Einzelnen, zu begünstigen; niemals ward sein Rath erfolglos in Anspruch genommen; ihm während des Fortgangs der Untersuchung meine Funde und Fündlein mitzutheilen, war schon ein erfreulicher Lohn aller Mühen, und seine Billigung ermunterte und stärkte zu neuer Thätigkeit. — Niemand wird erwarten, dafs ich hier mit unnöthiger Ausführlichkeit die Verdienste des Mannes preise, der von allen Seiten her, mit ausharrender Liebe, das Studium Goethes gefördert hat. Von allen, die in dem Kreise dieses Wissens heimisch sind, wird er schon längst einmüthig anerkannt als „der Meister derer, die da wissen“.

Erster Abschnitt.

Es schien geboten, die Untersuchung zuvörderst auf die grofsen Jugendwerke Goethes zu richten, die durch eine längere Reihe verschiedener Drucke hindurchgegangen sind: ich begann mit dem Werther. Die Ausgabe dieses Werks, mit vollständigem kritischen Apparat versehen, ist, gegen Ende des vorigen Jahres, im Manuscript abgeschlossen worden und harrt der öffentlichen Erscheinung.

Einem doppelten Zwecke soll diese Ausgabe genügen. Sie soll die Entwickelungsgeschichte des Werkes anschaulich darstellen; sie soll einen auf die zuverlässigen Urkunden gegründeten Text liefern.

Allerdings kann man von einer Geschichte dieses Werks sprechen. Wenn Goethe einmal in seinem hohen Alter äufsert, „er sei von jeher in seinen Productionen wenig zu ändern geneigt gewesen“[3]), so gilt dies nur von den Arbeiten, die in seiner mittleren und späteren Lebenszeit ausgeführt wurden. Die grofsen Dichtungen hingegen, die in den Tagen der vollkräftigsten Jugend entstanden waren, blieben nicht unverändert, als er sie in der ersten Sammlung seiner Schriften[4]) (1787—1790) dem deutschen Publicum von neuem vorlegte. Am geringfügigsten sind die Aenderungen im Götz

[3]) „Anzeige von Goethe's sämmtlichen Werken, vollständige Ausgabe letzter Hand“; datirt vom 1. März 1826. Wieder abgedruckt bei Boas, Nachträge zu Goethes sämmtl. Werken, 2, 224—232.

[4]) Goethe's Schriften. Acht Bände. Leipzig, bey Georg Joachim Göschen. Der achte Band erschien 1789 vor dem sechsten und siebenten.

und Clavigo [5]), ansehnlicher in der Stella, tief eingreifend im Werther. In der That zeigt die Dichtung, wie sie nun seit ungefähr achtzig Jahren den Lesern aller Nationen vorliegt, nicht mehr durchaus dieselbe Physiognomie, mit der sie zuerst im Jahre 1774, erschütternd und überwältigend, den Deutschen sich darstellte. Im Groſsen und Ganzen hat sie von ihrer Macht und Gewalt nichts eingebüſst; manches Einzelne aber hat sich den veränderten Kunst- und Lebensanschauungen des Dichters fügen müssen. Die Sprache hat, so weit dies ohne Verletzung ihrer nothwendigen Eigenthümlichkeit geschehen konnte, ein vornehmeres Ansehen erhalten [6]); sie bewegt sich in einem gemesseneren Gange; die

[5]) Im Clavigo besteht die nennenswertheste Aenderung in der Ausmerzung einer gewaltigen Drohrede des Beaumarchais. Während dieser sich in der Schluſsscene des vierten Actes den Ausbrüchen einer ungebändigten Wuth rückhaltslos überläſst, ruft er sich zwar selbst zu: „Bin ich ein rasendes Thier geworden!“ Dennoch sprach sich sein thierisches Gelüsten wohl allzu grimmig aus, wenn er bald darauf fortfuhr: „Nein, hab ich ihn, ich muſs ihn haben! O hätt ich ihn drüben über dem Meere! Fangen wollt ich ihn lebendig, und an einen Pfahl gebunden stückweise seine Glieder ablösen, vor seinem Angesichte braten und mir's schmecken lassen, und euch auftischen, Weiber!“ (Clavigo. Ein Trauerspiel von Göthe. Leipzig 1774. S. 89). — Eine solche Schilderung tobender Rohheit konnte vor dem gereiften Geschmack Goethes nicht mehr bestehen und 1787 ist diese Rede aus dem Drama verschwunden. — In der Stella hat die Scene des dritten Actes zwischen Fernando und dem Verwalter am meisten die umarbeitende und mildernde Hand des Dichters erfahren. Der tragische Schluſs des „Schauspiels für Liebende“ findet sich zuerst in der zweiten Cottaschen Ausgabe der Werke, im sechsten Band 1816.

[6]) Indem Werther von allem, was während des Balles vorgegangen, Bericht giebt, erzählt er auch: — „die Zitronen, die ich weggestohlen hatte beym Punsch machen, die nun die einzigen noch übrigen waren, und die ich ihr in Schnittchen, mit Zukker zur Erfrischung brachte, thaten fürtrefliche Wirkung, nur daſs mir mit jedem Schnittchen das ihre Nachbarinn aus der Tasse nahm, ein Stich durch's Herz gieng, der ich's nun freylich Schanden halber mit präsentiren muſste.“ — Jetzt handelt und spricht Werther mit viel mehr Anstand, und selbst die Nachbarin zeigt ihre Unbescheidenheit wenigstens nicht mehr durch die That: — „die Orangen, die ich bei Seite gebracht hatte, die nun die einzigen noch übrigen waren, thaten vortreffliche Wirkung, nur daſs mir mit jedem Schnittchen, das sie einer un bescheidenen Nachbarin ehrenhalber zutheilte, ein Stich durchs Herz ging.“ (16, 33). — Früher hatte Werther einen „Buben“, den er zu Lotten schickte jetzt sendet er ihr seinen „Diener“ (55). Ehedem, wenn er über die Men-

überkräftigen Derbheiten sind getilgt; manche Ausdrücke und Redewendungen, die allzu deutlich an die im Kreise seiner Jugendgenossen beliebte Kraft- und Kernsprache erinnerten, hat der Dichter ins Feinere umgebildet. Er hat aber auch eine ausführlich vorgetragene episodische Begebenheit hinzugefügt, die der Composition eine gröfsere Fülle ertheilen und gleichsam ein Gegenbild zum Schicksale Werthers liefern sollte. Und endlich hat er, bestimmt durch seine eigenen Kunstforderungen und durch das Versprechen, das er dem Kestnerschen Ehepaar gleich nach dem Erscheinen des Werks gegeben, das Verhältnifs Alberts zu Lotte wie zu Werther durch eine mildere Färbung veredelt (vgl. an Kestner 2. Mai 1783) und das Schlufscapitel des Ganzen wesentlich umgestaltet; und zwar wandte er an diese Umgestaltung seinen ganzen künstlerischen Fleifs [7]). Die Verschiedenheiten

schen ärgerlich ward, die ihm zur Resignation rathen möchten, rief er aus: „Schafft mir die Kerls vom Hals!“ und im Anfang des folgenden Briefes hiefs es demgemäfs: „Ich bitte dich, lieber Wilhelm! Es war gewifs nicht auf dich geredt, wenn ich schrieb: schafft mir die Kerls vom Hals, die sagen, ich sollte mich resigniren.“ — Jetzt sagt er doch etwas manierlicher: „Schafft mir diese Strohmänner vom Halse!“ Aber selbst dieser gemäfsigte Ausdruck erschien ihm im folgenden Briefe noch zu stark, und er bringt jetzt seine Entschuldigung mit ganz zahmen Worten vor: „Ich bitte dich, lieber Wilhelm, es war gewifs nicht auf dich geredt, wenn ich die Menschen unerträglich schalt, die von uns Ergebung in unvermeidliche Schicksale fordern“ (S. 61). — Der „Kerl“ und die „Kerls“ sind überhaupt oft von dem umarbeitenden Dichter ausgewiesen worden. Früher wohnten, um den Strom des Genies am Ausbrechen zu verhindern, „gelafsne Kerls“ auf beiden Seiten des Ufers und fürchteten für ihre Gartenhäuschen, Tulpenbeete und Krautfelder; jetzt sind sie zu (S. 19) „gelassenen Herren“ erhoben worden. Wenn Werther über die abgehauenen Bäume des Pfarrhofs zürnte, rief er aus: „Und die Erinnerung bis zu die guten Kerls von Pfarrers, die sie vor so viel Jahren pflanzten“. Diese guten Kerls von Pfarrers werden jetzt ganz schicklich titulirt: (S. 123) „Und die Erinnerung bis zu den ehrlichen Geistlichen“. — Es wird selbst für den mehr neu- als wifsbegierigen Leser interessant sein, in meiner Ausgabe diesen Aenderungen zu folgen, wie sie sich durch das ganze Werk hinziehen. So geringfügig sie oft im Einzelnen erscheinen, so geben sie doch unmerklich der Sprache eine andere Haltung.

7) Er schreibt aus Karlsbad, 22. August 1786, an Frau v. Stein (3, 284) „Nun mufs ich auch meiner Liebsten schreiben, nachdem ich mein schwerstes Pensum geendigt habe. Die Erzählung am Schlusse Werthers ist verändert, gebe Gott, dafs sie gut gerathen sei, noch weis ich nichts davon.“

zwischen der ersten Form und der späteren Bearbeitung sind zwar schon mit mehr oder weniger Sorgfalt nachgewiesen und zusammengestellt worden[8]). Aber damit ist für den tiefer forschenden Freund des Dichters nicht genug geschehen. Er verlangt, daſs die Dichtung in ihren beiden Formen vor seinen Augen stehe, so daſs er die Verschiedenheiten, seien sie gering oder bedeutend, wie mit einem Blicke überschauen kann. Meine Ausgabe sucht dies zu leisten. Man sieht hier den Jüngling Goethe und den zu künstlerischer Weisheit herangereiften Mann neben einander; man kann bis ins Einzelnste wahrnehmend verfolgen, wie der Mensch und der Künstler sich aus- und fortgebildet hat und wie sein Werk allmählich zu der Gestalt gediehen ist, in der wir es jetzt besitzen. —

In der kritischen Behandlung des Textes fand ich den andern Theil meiner Aufgabe. Hier schienen sich dem oberflächlichen Blicke keine Schwierigkeiten zu bieten. Nachdem Goethe 1787 den Werther an der Spitze seiner „Schriften“ herausgegeben, hat er — das lehrt die Vergleichung aller folgenden Drucke — seine Hand nicht wieder an die Dichtung gelegt. In dem Texte, den wir dort finden, haben wir also die letzte Recension des Autors; dieser Text muſs daher überall, wo er nicht durch offenbare Druckfehler entstellt ist, unangetastet beibehalten werden, und man sollte nicht anders glauben, als daſs er auch wirklich unangetastet in allen folgenden Ausgaben überliefert worden und dem neuen Herausgeber demnach nur die Pflicht obliege, ihn fernerhin unversehrt zu bewahren.

Aber so günstig steht die Sache nicht. Die Ausgabe der „Schriften“ in acht Bänden bildet nicht die Grundlage für alle folgenden Editionen. Zugleich mit dieser achtbändigen wohlausgestatteten Sammlung druckte Göschen eine vierbändige zu geringerem Preise[9]); und er druckte sie ohne Wissen und Willen des Autors[10]). Diese eilig und sorglos

[8]) Siehe A. Diezmann, Goethe-Schiller-Museum, (Leipzig, 1858) S. 84—112.

[9]) Der erste und zweite Band erschien 1787, der dritte und vierte 1791.

[10]) Siehe Goethe an Schiller 19. April 1805.

hergerichtete Sammlung ist durch Versehen aller Art, vom einfachen Druckfehler bis zur Auslassung ganzer Sätze, verunstaltet. Man erwartet, daſs diese unrechtmäſsige fehlervolle Sammlung ganz ohne Einfluſs auf die späteren Editionen geblieben sei. Aber nein! eben diese fehlervolle Sammlung ist für die Ausgabe der „Werke“, die 1806—8 in zwölf Bänden bei Cotta erschien, als Manuscript benutzt worden; die Versehen, an denen sie so reich ist, setzten sich im Texte fest und wurden in der Folgezeit von einer Ausgabe in die andere übergetragen[11]).

Eine solche Nachlässigkeit kann uns wohl befremden, besonders wenn wir von Goethe in den Tag- und Jahresheften hören, daſs „die projectirte neue Ausgabe seiner Werke (nämlich die Cottasche von 1806—8) ihn genöthigt, sie sämmtlich wieder durchzugehen und daſs er jeder einzelnen Production die gehörige Aufmerksamkeit gewidmet“[12]) (31, 249). Sehr begreiflich aber wird uns diese Nachlässigkeit, wenn wir uns dessen erinnern, was Goethe zur Zeit, da er mit jener Ausgabe beschäftigt war, an Zelter schrieb (7. Mai 1807): „Ueberhaupt habe ich bei der Herausgabe meiner Werke sehr lebhaft gefühlt, wie fremd mir diese Sachen geworden sind, ja daſs ich fast kein Interesse mehr daran habe. Das geht so weit, daſs ich, ohne freundliche treu fortgesetzte Beihülfe, diese zwölf Bändchen nicht zusammengebracht hätte.“ — Leider müssen auch die anhänglichsten Verehrer des geliebten Dichters sich zu dem trüben Bekennt-

---

[11]) In der Iphigenie 1, 2 liest noch die Ausgabe letzter Hand 9, 7

Als dich ein tief geheimniſsvolles Schicksal
Vor so viel Jahren diesem Tempel brachte,
Kam Thoas dir, als einer Gottergeb'nen,
Mit Ehrfurcht und mit Neigung zu begegnen.

„Gottergeb'nen“ ist hier sinnlos; Goethe hat „Gottgegeb'nen“ geschrieben, und so lesen wir auch im ersten Drucke des Schauspiels: Schriften 1787, Band 3, S. 9. Die vierbändige Ausgabe brachte den Fehler, der sich so, gleichsam unter Goethes Augen, forterhielt und erst von Riemer und Eckermann beseitigt worden ist.

[12]) Diese Aeuſserung mag sich vornehmlich auf den Wilhelm Meister beziehen, der allerdings für die zweite Ausgabe sorgfältig revidirt wurde und in Sprache und Stil manigfache kleine Aenderungen erfuhr. Auch an den Mitschuldigen ward geändert.

nifs gedrungen fühlen, dafs er seinen eigenen Werken gegenüber die schweren Pflichten eines Correctors nur sehr unvollkommen erfüllte. Wenn er auch manchmal bei dem ersten Erscheinen einer Dichtung, z. B. des Tasso, den Druck mit Sorgfalt überwachte, so durfte er doch nicht, wie Byron, ausrufen, dafs er an einem Druckfehler ersticken könne[13]).

Welches Uebel jene vierbändige Göschensche Sammlung, die jeder Autorität entbehrt, dem Texte zugefügt hat, war für die forschenden Freunde des Dichters längst kein Geheimnifs. Ganz natürlich stellt sich daher die Erwartung ein, dafs die Werke von jenen Verunstaltungen längst befreit seien und dafs man neuerdings in dem Drucke der Dichtungen, die zwischen 1787 und 90 entweder zum erstenmal oder in neuer Bearbeitung erschienen, sorgfältig den Text wiedergegeben habe, den die achtbändige Göschensche Ausgabe der Schriften liefert.

In manchen Fällen hat man allerdings diese Sorgfalt geübt und dem ursprünglichen Wahren wieder zu seinem Rechte verholfen. Gar oft aber hat man sich dieser Mühe entschlagen; man verfuhr ohne festes kritisches Princip oder ohne die erforderliche Aufmerksamkeit, und so hat sich im Werther alles Fehlerhafte, was durch die vierbändige Ausgabe in den Text eingedrungen, meist bis auf den heutigen Tag erhalten.

Wenn Werther S. 11 erzählt: „Letzthin kam ich zum Brunnen, und fand ein junges Dienstmädchen, das ihr Gefäfs auf die unterste Treppe gesetzt hatte und sich umsah, ob keine Kamerädin kommen wollte, ihr es auf den Kopf zu helfen. Ich hinunter, und sah sie an“ — so fragen wir mit Recht, warum der Schreiber bei der Schilderung dieses einfachen Vorgangs plötzlich in eine solche Lebhaftigkeit geräth, dafs er das Verbum vergifst: „Ich hinunter“ — Wollte er aber wirklich der Erzählung dadurch eine er-

---

[13]) „I care less than you will believe about its success, but I can't survive a single misprint: it chokes me to see words misused by the printers.“ So schreibt Byron an Murray (22. Novbr. 1813), in einem jener von Geist und Humor sprudelnden Briefchen, mit denen er während des Drucks seiner Dichtungen seinen Verleger in Athem zu halten pflegte.

höhte Lebendigkeit geben, so erwartet man doch wenigstens das folgende Verbum im Präsens zu finden: „ich hinunter und seh' sie an". — Aber Goethe dachte gar nicht an eine solche beschleunigte Bewegung der Rede; er hat, sowohl 1774 wie 1787, ganz einfach und natürlich geschrieben: „Ich stieg hinunter und sah sie an". In der vierbändigen Ausgabe fehlt das Wort und hat sich seitdem in unserm Texte noch nicht wieder eingefunden. Vielleicht noch empfindlicher hat dieselbe Ausgabe folgenden Satz beschädigt: Werther ist aufs äufserste erregt über sein mifsliches Abenteuer in der vornehmen Gesellschaft und über die peinigenden Nachwirkungen desselben; er ruft aus (S. 108): „Ach, ich habe hundertmal ein Messer ergriffen, um diesem Herzen Luft zu machen". — Der Dichter schrieb mit sinnlicher Energie des Ausdrucks: „um diesem gedrängten Herzen Luft zu machen". In der vierbändigen Sammlung ist das Adjectiv ausgefallen und die bildliche Anschaulichkeit der Rede dadurch vernichtet worden. — Albert mufs in dem grofsen Streitgespräch über den Selbstmord zu Werther sagen (S. 66): „Das ist ganz was anders" — nicht, wie seit jener vierbändigen Ausgabe im Texte steht: „das ist ganz anders". — Wenn Werther im Briefe vom 30. Mai — dieser Brief ist 1787 neu hinzugekommen — von dem Bauerburschen erzählt, der in seine Herrin verliebt ist, so darf er nicht sagen: „Ja, ich müfste die Gabe des gröfsten Dichters besitzen, um dir zugleich den Ausdruck seiner Gebärden, die Harmonie seiner Stimme, das himmlische Feuer seiner Blicke lebendig darstellen zu können" (S. 23)[14]). Himmlisches Feuer? Wer-

[14]) Als der Werther in der Göschenschen Sammlung der Schriften 1787 umgearbeitet erschien, veranstaltete die Weygandsche Buchhandlung, welche den Roman ursprünglich verlegt hatte, eine Einzelausgabe des umgearbeiteten Werkes. (Die Leiden des jungen Werthers. Erster, Zweyter Theil. Aechte vermehrte Auflage. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung 1787. 252 S. 8. Wir finden hier noch die Motto's und Vignetten der zweyten ächten Auflage von 1775.) Der Weygandschen Buchhandlung und ihren Nachfolgern (Gebhardt und Reisland) ist seitdem das ausschliefsliche Recht verblieben, Einzelausgaben des Werther zu veranstalten. 1825 ward, wie I. W. Appell in seinem schönen Buche Werther und seine Zeit (1865) S. 205 bemerkt, „Werthers fünfzigjähriges

ther kann sich zwar in der Schilderung der Gemüthszartheit und Herzensreinheit dieses Burschen gar nicht genug thun; nichts destoweniger mufs die Wahl dieses Epithetons als eine unglückliche erscheinen: es fällt aus dem Ton, es ist nicht allein überschwänglich — das möchte man Werthern hingehen lassen, — es ist vielmehr — und das kann man ihm nicht so leicht verzeihen — gar zu allgemein, nicht individuell, nicht bezeichnend genug. Der Bursche spricht zwar ausführlich und beredt von seiner Herrin, von ihren Reizen, die ihn so gewaltsam fesseln; aber dennoch wagt er nicht, mit dem Bekenntnifs seiner Leidenschaft frei herauszugehn: er deutet sie an, er läfst sie merken. Goethe schrieb, indem er den Burschen und die ganze Situation deutlich vor sich sah: „das heimliche Feuer seiner Blicke", und dies Beiwort bringt uns das Bild des von innerem Sehnsuchtsdrang getriebenen Menschen erst vollendet vors Auge. Die vierbändige Ausgabe brachte das gewöhnliche „himmlische" in den Text[15]), eben so wie sie in der Iphigenie (s. Anm. 11) das geläufigere Wort „Gottergeb'nen" dem seltenern „Gottgegeb'nen" vorgezogen hatte.

Diese Beispiele, aus einer gröfseren Anzahl herausge-

Jubiläum begangen". Das Werk erschien in neuer, zierlicher Ausgabe, eingeleitet durch das Gedicht „an Werther", jetzt das erste Stück der „Trilogie der Leidenschaft". — Seit 1825 sind mehre Auflagen gefolgt; eine von 1858 liegt vor mir. — In diesen Weygandschen Einzelausgaben nun ist der Text von den oben bemerkten Fehlern frei geblieben, eben weil er nicht das Unglück hatte, seinen Durchgang durch den schlimmen Göschenschen Nachdruck zu nehmen: der Text der Ausgabe von 1787 ward in den folgenden Drucken genau reproducirt. Freilich sind auch die ihm eigenthümlichen Fehler immer von neuem reproducirt worden. In der Stelle aus Ossian (S. 172) „O wann wird es Morgen im Grabe, zu bieten dem Schlummerer: Erwache!" — ist „Schlummer" statt „Schlummerer" ein alter Fehler. Er ist in die Weygandsche Ausgabe von 1787 übergegangen und findet sich noch in der von 1858. — Uebrigens ist jene Weygandsche Einzelausgabe, deren Correctur im Ganzen mit löblicher Aufmerksamkeit besorgt worden, in so fern für die Kritik nicht unwichtig, weil sie in den meisten Fällen die Bestätigung liefert für die ächten Lesarten, welche der Text in der achtbändigen Göschenschen Sammlung giebt.

15) Dieselbe Vertauschung des „heimlichen" mit „himmlischen" ist auch im Briefe vom 24. November (S. 134) vorgekommen. Aber hier stammt das Versehen aus einer weit früheren Zeit.

griffen, beweisen zur Genüge, dafs eine sorgfältige Vergleichung der Göschenschen Originalausgabe von 1787 mit dem seit so vielen Jahrzehnten überlieferten Texte bisher nicht durchgeführt worden. Vor allem mufste daher diese Arbeit unternommen, die Ergebnisse derselben mufsten festgestellt werden.

Bald aber warfen sich ernstere Schwierigkeiten entgegen. Da meine Ausgabe den Zweck hat, die Abweichungen des umgearbeiteten Werks von der ursprünglichen Form desselben bis ins Einzelnste hinein darzulegen, so durfte auch nicht die leichteste Verschiedenheit zwischen dem älteren und späteren Texte meiner Aufmerksamkeit entgehen[16]). Es

---

16) Durch Hirzels und Otto Jahns Güte bin ich in den Stand gesetzt worden, die erste und zweite Auflage des Werther in allen vorhandenen Drucken zu benutzen. Von der ersten (1774) besitzen wir zwei Drucke, von denen der ältere sich alsbald durch ein Verzeichnifs von Druckfehlern auf S. 224 kenntlich macht. Von diesem älteren Drucke der ersten Auflage sind mir zwei Exemplare vorgekommen, welche sich durch die Schreibung eines einzigen Wortes von allen andern mir bekannt gewordenen Exemplaren unterscheiden: ich fand in diesen nämlich auf S. 101 in der letzten Zeile „das härine Gewand", während alle Drucke der ersten und zweiten Auflage „härne" geben. „Härine" ist die ältere Form, die dem Dichter aus der Sprache Luthers bekannt war (Offenb. Joh. 6, 12: und die Sonne ward schwarz wie ein häriner Sack); mit den Wortformen des sechszehnten Jahrhunderts wohlvertraut, wählte er hier wahrscheinlich mit Absicht den Anklang an die alterthümliche Redeweise, eben so wie er in Werthers letztem Briefe (S. 188) schrieb: „mit aufgehabenen Händen". Setzer und Correctoren haben aber vermuthlich das ungewohnte „härine" gleich von Anfang an nicht dulden wollen; den „aufgehabenen Händen" gönnten sie eine bedeutend längere Frist, und haben sie erst in der Weygandschen Einzelausgabe von 1825 und in der Ausgabe letzter Hand in „aufgehobene" modernisirt. („Mit aufgehabenen Armen" sagt auch Klopstock im Messias 4, 160 und derselben Form bedient sich Goethe noch in Rameau's Neffen; mit scherzhafter Gravität aber wird sie angewandt von Strauss, kleine Schriften, Neue Folge, S. 473). Es war nun zu vermuthen, dafs jene Exemplare, in denen „härine" sich findet, nicht zu dem schon bekannten ersten Druck der ersten Auflage gehören; die allerscrupulöseste Vergleichung jedoch, erst von mir, dann von Hirzel angestellt, hat uns überzeugt, dafs man es hier allerdings nur mit einem und demselben Druck zu thun hat: aufser in jenem einzigen Worte war nicht die geringste Abweichung von den andern bekannten Exemplaren zu entdecken. — Von der zweyten ächten Auflage (1775) sind drei Drucke vorhanden. In diesen allen ist ein Versehen der ersten Auflage verbessert. Dort ist nämlich im Briefe vom 13. Juli (im ersten

war leicht zu erkennen, wo der Dichter mit eigener Hand eine Aenderung angebracht hatte. Bei schärferer Untersuchung fanden sich aber in dem 1787 veröffentlichten Texte Verschiedenheiten von dem ursprünglichen, die in keinem Falle von der ändernden Hand des Dichters ausgegangen sein konnten.

Auf S. 72 lesen wir: „Heute war ich hinaus gegangen, Lottens Clavier zu stimmen; denn die Kleinen verfolgten mich um ein Mährchen, und Lotte sagte selbst, ich sollte ihnen den Willen thun". — So steht bei Göschen 1787; so steht noch in der Ausgabe letzter Hand. Dafs zwischen diesen Sätzen die logische Verbindung fehlt, leuchtet bald ein. Riemer und Eckermann wurden denn auch dieses Mangels gewahr, und folgten dem guten Beispiel, mit welchem der Corrector der Weygandschen Einzelausgabe von 1787 ihnen vorangegangen war: sie thaten einen Blick in ein Exemplar des Werther von 1774 oder 75, und fanden, dafs Goethe geschrieben: „Heut war ich hinausgegangen, Lottens Clavier zu stimmen, ich konnte aber nicht dazu kommen, denn die Kleinen verfolgten mich um ein Mährchen" u. s. w. In den neueren Drucken ist also die Lücke ausgefüllt. Aber

Theil) der zweite Absatz ausgefallen, und zwar auf sehr erklärliche Weise. Der erste wie der zweite Absatz schliefsen mit den Worten „sie mich liebt". Der Blick des Setzers gerieth, wie oft in solchen Fällen, gleich auf die Schlufsworte des zweiten, der so den Augen des Lesers entzogen wurde und erst in der zweiten Auflage den gebührenden Platz erhielt. Was man sonst von bedeutenden Unterschieden zwischen der ersten und zweiten Auflage zu sagen wufste, ist leere Fabelei. In orthographischen Dingen weichen alle Drucke beider Auflagen auf das willkürlichste von einander ab. Eine Stellung für sich nimmt der dritte Druck der zweiten Auflage ein. Der Corrector, der diesen Druck besorgte, hatte seinen eigenen Kopf. Er beflifs sich einer etwas vernünftigern Interpunction, einer etwas gleichmäfsigern Schreibweise; er liefs sich aber auch, aus Unkenntnifs des Goetheschen Sprachgebrauchs, zu eigenwilligen Aenderungen verleiten. So will es ihm z. B. nicht gefallen, dafs Goethe Lotten auf S. 28 ein „leichtfertiges Lächeln" zuschreibt, und er mildert es in ein „leichtsinniges". Dies „leichtsinnige Lächeln" begegnet uns wieder in der Weygandschen Separatausgabe, die überhaupt in manchen kleinen Einzelheiten auf jenen dritten Druck hinweist. (Aehnlich in der Laune des Verliebten 7, 34 „dann tritt sie (Egle) einige Schritte zurück, und fragt mit einem leichtfertigen Ton" — wo wir jetzt etwa sagen würden: „mit einem leichten Ton".)

damit ist für die Zwecke unserer Untersuchung wenig gewonnen; wir fragen vielmehr: wie konnte es geschehen, dafs die Göschensche Originalausgabe von 1787 durch diese Lücke entstellt wurde?

Ferner: in Ossians Gesängen von Selma heifst es (S. 170): „Röthlich fliefst der Strom des Berges im Thale hin. Süfs ist dein Murmeln, Strom; doch süfser die Stimme, er bejammert den Todten." — An diesem Unsinn mufsten sich seit 1787 bis auf den heutigen Tag die Leser des Werther genügen lassen[17]). Hier ist ein Satz oder mehre ausgefallen; das merkt jeder. Nehmen wir den Werther von 1774 zur Hand, vergleichen wir damit die Gesänge von Selma, wie sie Goethe für Friederike niederschrieb[18]), so zeigt sich das Richtige: „So röthlich fliefst der Strom des Bergs im Thale hin. Süfs ist dein Murmeln, Strom, doch süfser die Stimme, die ich höre. Es ist Alpin's Stimme, er bejammert den Todten". Dies stimmt mit dem Original: „Red through the stony vale comes down the stream of the hill. Sweet are thy murmurs, O stream; but more sweet is the voice I hear. It is the voice of Alpin, the son of song, mourning for the dead[19])." Ein fahrlässiger Setzer ward durch das zweimalige Vorkommen des Worts „Stimme" getäuscht; sein Blick sprang von dem ersten gleich auf das zweite über, und die dazwischenstehenden Wörter verschwanden. Es erneuert sich nun aber die Frage: wie gerieth der Fehler, von dem die Originalausgaben 1774 und 75 nichts wissen, in die Göschensche Ausgabe von 1787, die doch im Ganzen mit Sorgfalt vorbereitet und ausgeführt wurde? —

Zu den dargelegten Beispielen gesellte sich im Laufe der Untersuchung eine beträchtliche Anzahl anderer, die eben so überraschend waren und in eben demselben Grade die Auf-

[17]) Der Corrector der Weygandschen Einzelausgabe hat auch hier seine Aufmerksamkeit bewährt; er hat aber den Schaden nur verdeckt, anstatt ihn zu heilen; er schreibt: „doch süfser die Stimme Alpins, er bejammert den Todten".

[18]) Stöber, der Dichter Lenz und Friederike, S. 101.

[19]) The poems of Ossian, London 1806. 1, 291.

merksamkeit des Kritikers erregen mufsten. Ich stiefs hier überall auf Abweichungen von dem ursprünglichen Text, die nicht im Willen des Dichters ihren Ursprung haben konnten: denn überall war hier — das lehrte schon der erste Blick, und das bestätigte sich bei schärferer Betrachtung — überall war hier das Ursprüngliche auch das Bessere oder vielmehr das einzig Richtige, neben dem die spätere Lesart von 1787 alsobald ihre Verwerflichkeit zu erkennen gab. Für eine von der Hand des Dichters vorgenommene Aenderung des Ursprünglichen liefs sich, auch mit den willkürlichsten Vermuthungen, kein Grund ausfindig machen, — man müfste sich denn zu der widersinnigen Annahme entschliefsen wollen, der Dichter habe, mit wahrhaft sträflicher Absicht, das, was er zuerst in künstlerischer Trefflichkeit stark und vollkommen hingestellt, in einer verbesserten Ausgabe des Werks geschwächt, herabgezogen, zerstört.

Jene Fehler liefsen sich auch nicht den Setzern und Correctoren aufbürden, die an der Ausgabe von 1787 beschäftigt waren. Immer von neuem also drängte sich die Frage heran: wenn die ältesten Lesarten unverbesserlich sind, wenn der Autor sie unmöglich ins Schlechte umändern konnte, wie ist es dennoch geschehen, dafs der spätere Text sie uns in einem solchen Zustande der Entstellung aufweist?

Bis dahin hatte ich gedacht, der Autor müsse, als er den Werther für die neue Ausgabe durcharbeitete, seine Aenderungen unmittelbar an dem Texte vorgenommen haben, den die Originaldrucke von 1774 und 75 lieferten, dafs also dieser Text die zuverlässige Grundlage des spätern bildete. Diese Annahme bietet sich so natürlich, ja so nothwendig dar, dafs sich ohne Zweifel bis auf den heutigen Tag zu ihr alle bekennen, die es überhaupt der Mühe werth geachtet, der Geschichte des Goetheschen Textes nachzudenken.

Aber was so natürlich scheint, ist nicht auch immer wirklich. Je weiter ich in der Durchforschung der Texte vordrang, je deutlicher sich mir die Einzelheiten unter allgemeine Gesichtspuncte zusammenordneten, um so weniger schien ich mir zu jener so natürlichen Annahme berechtigt. Und sobald die Masse der einzelnen mit einander verglichenen Fälle einen sichern Schlufs zu ziehen gestattete, mufste es für mich mit

unzweifelhafter Gewiſsheit fest stehen, daſs der Text von 1787 seine unmittelbare Quelle nicht in den Originaldrucken hat.

Jene früheren Fragen: wie war es möglich, daſs dies und dies unerklärliche Versehen in die Edition von 1787 Eingang finden konnte? — sie treffen jetzt alle zusammen in der einen umfassenden, wichtigen Frage: aus welcher Quelle stammt die Vulgata [20])?

Diese Frage verlangt gebieterisch ihre Lösung. Wohin aber nun die Forschung lenken, um jene Quelle auszuspüren? Nur ein glückliches Aperçü konnte da aushelfen. —

Hier muſs ich aus unrühmlichem Dunkel eine Person hervortreten lassen, die wohl niemals gehofft oder gefürchtet hat, in eine kritische Untersuchung dieser Art verwickelt zu werden: diese Person ist der Berliner Buchhändler Christian Friedrich Himburg. —

Man weiſs, daſs Goethes Schriften von den Nachdruckern mit besonders zärtlicher Aufmerksamkeit behandelt wurden. Kaum war ein neues Werk ans Licht getreten, so eilten die Mitglieder dieser unsaubern Zunft, sich alsbald des lockenden Gutes zu bemächtigen. Gewissenlos bereicherten sie sich in der Ausübung dieses räuberischen Handwerks; ja, bei schicklicher Veranlassung wuſsten sie sogar ihre damals noch nicht überall verpönten, an manchen Orten selbst durch eigene Privilegien geschützten Thaten [21]) dem Publicum als verdienstlich anzupreisen.

Zuerst begnügten sie sich damit, aus dem unrechtmäſsigen Abdruck der einzelnen Werke ihren Gewinn zu ziehen; als aber die Fruchtbarkeit des Goetheschen Genius ihnen

[20]) So darf ich den Text der Ausgabe von 1787 wohl nennen. Daſs eigentlich der vierbändige Göschensche Nachdruck die Grundlage für die folgenden Ausgaben bildet, kann ohne Schaden für den Zweck der jetzigen Untersuchung hier auſser Acht gelassen werden.

[21]) Nicht allein in Berlin hielt man den Nachdruck für etwas Zulässiges, ja Lustiges, sondern der ehrwürdige wegen seiner Regententugenden gepriesene Markgraf von Baden, der zu so vielen Hoffnungen berechtigende Kaiser Joseph begünstigten, jener seinen Macklot, dieser seinen Edlen von Trattner, und es war ausgesprochen, daſs die Rechte, so wie das Eigenthum des Genies dem Handwerker und Fabricanten unbedingt preisgegeben seien. Goethe 48, 17—18.

einen ansehnlicheren Vorrath von Dichtungen geliefert hatte, verfuhren sie in der Ausbeutung des fremden Gutes mit mehr Umsicht und Methode. Sie glaubten, ihrem eigenen Vortheil und dem lebhaften Verlangen des Publicums würde am besten dadurch entsprochen, daſs sie alles, was von den Schriften des Lieblingsautors sich nur erraffen lieſs, in einigen Bänden zusammendruckten und sich somit in den Stand setzten, ein groſses Ganzes auf den Markt zu liefern. Wirklich gingen denn auch aus Berlin, aus Karlsruhe, aus Frankfurt und Leipzig wie aus Reutlingen mehrbändige Sammlungen Goethescher Schriften hervor; ich besitze sogar ein in Biel zusammengestoppeltes Machwerk, prangend mit dem Titel: Des Herrn Göthe sämtliche Werke. An allen diesen Sammlungen war der Dichter, ich möchte sagen, ganz unschuldig. Das Publicum jedoch bezeigte diesen kühnen Leistungen der Nachdrucker auf eine ebenso erwünschte wie unzweideutige Weise seinen Beifall: die Sammlungen wurden gekauft, sie wurden in kurzen Zwischenräumen von neuem wieder aufgelegt. So ungesetzlich das Verfahren dieser Männer erscheint, so wenig es sich durch die Intentionen, von denen sie geleitet wurden, rechtfertigen läſst, so ist doch nicht zu verkennen, daſs sie in jenen Jahren, da die Jugendwerke Goethes mit ihren ersten mächtigen Eindrücken die Nation erfaſsten, einem wohlbegründeten Wunsche des Publicums, einem in allen Kreisen lebhaft empfundenen Verlangen befriedigend entgegenkamen; offenbar haben sie zur frühen Verbreitung dieser Werke das Ihrige, redlich oder unredlich, beigetragen.

Unter diesen erfolgreichen Speculanten gebührt ohne Zweifel dem Berliner Himburg der Vortritt, wie er denn auch den übrigen als Beispiel und Muster vorangeleuchtet. Schon 1775 lieſs er einen ersten und zweyten Theil von „D. Goethens Schriften“ erscheinen, denen im folgenden Jahre ein dritter sich anschloſs. Diese Bände fanden so eifrige Abnehmer, daſs sie gleich 1777 in zweiter Auflage als „J. W. Goethens Schriften“ sich präsentirten; und bald machte sich eine dritte Auflage nöthig, die 1779, um einen Band vermehrt, zum Vorschein kam.[22]). Da dem Verleger die Spe-

[22]) Die Sammlung ist mit Kupfern von Chodowiecki, Meil, Krüger geziert. Die Ausstattung muſs man im Ganzen eine schickliche nennen;

culation so trefflich einschlug, so darf man sich nicht wundern, daſs er gegen die Mitte der achtziger Jahre zu einer vierten Auflage sich rüstete. Diesmal aber trat der Autor entscheidend ins Mittel. Im Jahre 1786, im sechsten Stück des Journals von und für Deutschland, verkündete es der erwählte Verleger Göschen dem Publicum als eine „ohnstreitig sehr angenehme Nachricht“, daſs „der Herr Geheime Rath von Göthe zu Weimar sich entschlossen habe, eine vollständige Ausgabe seiner sämmtlichen Werke zu besorgen.“ Indem er dies zur allgemeinen Kunde bringt, wirft Göschen, wie es sich gebührt, einen verachtenden Blick auf die bis dahin dem Publicum angebotenen Sammlungen, und theilt einen für die Oeffentlichkeit bestimmten Brief Goethes mit, in welchem der Dichter die Beweggründe nennt, die ihn endlich bestimmen, an eine Ausgabe seiner Werke selbst Hand anzulegen. „Von der einen Seite“, schreibt er, „droht wieder eine neue Auflage, welche, wie die vorigen, ohne mein Wissen und Willen veranstaltet zu werden scheint, und jenen wohl an Druckfehlern und andern Mängeln und Unschicklichkeiten ähnlich werden möchte; von der andern Seite fängt man an, meine ungedruckten Schriften, wovon ich Freunden manchmal eine Copie mittheilte, stückweise ins Publicum zu bringen.[23])“

---

sie hätte bei manchen der späteren rechtmäſsigen Ausgaben zum Vorbild dienen dürfen. In der ersten Auflage sind die Werke folgendermaſsen vertheilt: der erste Band enthält Werther und Götter Helden und Wieland, der zweite Götz, Clavigo, Erwin und Elmire, der dritte Stella, Claudine und das Puppenspiel. Diese Vertheilung ward auch in den folgenden Auflagen beibehalten, nur mit dem Unterschiede, daſs die Farce gegen Wieland aus dem ersten Bande wegblieb und Erwin und Elmire an deren Stelle trat, so daſs der zweite Band nur Götz und Clavigo brachte. Götter Helden und Wieland erhielt dann 1779 seinen Platz in dem neu hinzugekommenen vierten Bande.

[23]) Diesen Brief so wie die ganze Ankündigung Göschens findet man wieder abgedruckt im Weimarischen Jahrbuch 3, 195—99. — Goethe giebt an, wie er seine Arbeiten in die acht Bände zu vertheilen gedenke. Die ersten vier enthielten auch wirklich, was sie, diesem Prospect nach, enthalten sollten; in den folgenden jedoch gab er mehr, als er damals zu verheiſsen sich getraute. Die Worte, die er diesem Verzeichniſs seiner Werke voraufschickt, sind nicht ohne Interesse: „Da ich nicht viel geben kann, habe ich immer gewünscht das Wenige gut zu geben, meine schon bekannten Werke des Beyfalls, den sie erfahren, würdiger zu machen, an diejenigen,

Man sieht, der rüstige Nachdrucker hat an seinem Theil dazu mitgewirkt, den zögernden Dichter zu dem heilsamen Entschlusse hinzudrängen. Seiner Thaten Lohn ist ihm denn auch geworden: er hat in Goethes Werken sein gebührendes Plätzchen erhalten. Zwar wird er nicht, wie es seinem Karlsruher Raubgesellen Macklot zugedacht war, in einem Possenspiel leibhaftig aufgeführt; aber Goethe hat es doch nicht verschmäht, in nachdrücklicher Prosa mit guter Laune zu erzählen, wie der unberufene Verleger ihm, als schickliches Honorar, etwas Berliner Porcellan angeboten; und eben so hat er es der Mühe werth gehalten, uns die Verse aufzubewahren, mit welchen er den Unverschämten im Stillen züchtigte [24]);

welche geendigt im Manuscripte daliegen, bey mehrerer Freyheit und Mufse den letzten Fleifs zu wenden, und in glücklicher Stimmung die unvollendeten zu vollenden. Allein dies scheinen in meiner Lage fromme Wünsche zu bleiben; ein Jahr nach dem andern ist hingegangen, und selbst jetzt hat mich nur eine unangenehme Nothwendigkeit zu dem Entschlufs bestimmen können, den ich dem Publiko bekannt gemacht wünschte". Er glaubte demzufolge den Egmont nur „unvollendet", vom Tasso nur zwei Akte liefern zu können. Es war eine von den segensreichen Wirkungen der italienischen Reise, dafs er beiden Schauspielen, wider Hoffen und Vermuthen, die Vollendung ertheilen konnte. Das Fragment des Elpenor hingegen, von dem damals schon zwei Akte versprochen wurden, ist erst zwanzig Jahre später zur Aufnahme in die Werke gelangt. — Göschen schliefst seine Ankündigung mit einem kräftigen Wörtchen „An die Herrn Nachdrukker". Er giebt ihnen die Versicherung, dafs, wenn die angekündigten Werke „auch eine ganz artige Speculation" für sie sein würden, er „auch schon ganz artige Mafsregeln gegen sie genommen habe"; er ruft ihnen zu: „Besitzen Sie noch einigen guten Namen in der Welt, so heben Sie ihn gewifs durch eine solche Unternehmung gänzlich auf. Sie sollen so blamiert werden, dafs Ihr eigenes Weib, Ihr eigenes Kind Sie mit Verachtung ansehen und kein ehrlicher Mann mit Ihnen aus Einem Kruge trinken soll." — Göschen hatte wohl Ursache, durch solche tragische Verwünschungen die Missethäter abzuschrecken, ehe er mit ihnen den Wettstreit auf dem Boden ihres eigenen Handwerks unternahm: denn wahrscheinlich hatte er doch schon damals den Entschlufs gefafst, der Nachdrucker seiner selbst zu werden.

[24]) Aus den Briefen an Frau von Stein 1, 228 wissen wir jetzt, dafs die 1779 entstandenen Verse sich auf den damals erschienenen vierten Band bezogen, dessen Inhalt sie auch ganz eigentlich charakterisiren: denn dort waren die lyrischen Sachen zusammengedruckt, die zuerst im Göttinger Musenalmanach, in der Iris, im Merkur, in dem Anhang zu Merciers Versuch über die Schauspielkunst, in der Olla Potrida publicirt worden;

mit aller Energie weist er jeden Verkehr mit dem Frechen von sich ab: (48, 16)

Weg das Porcellan, das Zuckerbrod!
Für die Himburgs bin ich todt!

Aber leider! lebten die Himburgs für ihn fort; — und mir war es vom Schicksal aufbehalten, die unverkennbaren Spuren dieses unselig fortwirkenden Daseins aufzuweisen.

Denn als ich, um die Quelle der im Werther wahrgenommenen Corruptionen zu erforschen, rathlos alle Möglichkeiten erwog, gab mir ein günstiger Dämon plötzlich die Vermuthung ein: wie, wenn Himburg mit seinen drei Auflagen hier im Spiele wäre? — Ich erinnere mich noch sehr lebhaft des Morgens, da dieser Gedanke mir aufging und sich durch das Gewirre von Wahrscheinlichkeiten, die sich in meinem Kopfe hin und her bewegten, mit einer Art von überzeugender Kraft Bahn brach. Zufällig war mir nur die erste Auflage Himburgs zur Hand; ohne Verzug schrieb ich an Hirzel, legte ihm die beiden, von mir oben schon erwähnten corrumpirten Stellen vor, und bat ihn nachzusehen, ob vielleicht in einem der Himburgischen Drucke ein Grund, ein Anlaſs für jene Verderbnisse zu entdecken sei.

Alsbald kam die tröstliche Antwort zurück: die Fehler finden sich zuerst in der dritten Auflage des Himburg. Und nun war der Untersuchung ihr Weg vorgezeichnet; ich durfte hoffen, sie mit sicherm Schritt glücklich zu Ende zu führen.

Ungesäumt verschaffte ich mir das Kleeblatt der Himburgischen Ausgaben, denen jetzt die Würde eines wichtigen kritischen Werkzeuges gesichert schien. Abermals begann die sorgfältigste Vergleichung der Texte; und diesmal war die Arbeit eben so erfreuend wie belohnend: denn meine Vermuthung fand auf Schritt und Tritt eine über alles Erwarten vollständige Bestätigung. Der verborgene Quell der Corrup-

voran gingen die kleineren prosaischen Aufsätze, unter welche sich auch Herders Denkmal Ulrichs von Hutten verirrte. — Man sehe die ursprüngliche Form der gegen Himburg gerichteten Verse, wie sie in den Briefen an Frau von Stein erhalten ist, und achte zugleich auf die Bemerkung des vortrefflichen Herausgebers, dem die Freunde Goethes schon seit so manchen Jahren für reiche und vielseitige Belehrung verpflichtet sind.

tionen lag aufgedeckt. Alle jene offenbaren Verderbnisse, deren Ursprung so unerklärlich schien, stammen aus der dritten Auflage des Himburgischen Nachdrucks und haben von dort aus ihren Weg in die erste rechtmäfsige Ausgabe der Schriften von 1787 und somit in den uns noch vorliegenden Text genommen.

Der Dichter hat also nicht — was ich auch schon aus triftigen inneren Gründen als unmöglich erklären mufste — er hat nicht mit eigener Hand seine eigenen Worte entstellt; er hat nur die Entstellung nicht gemerkt, er hat über die Verderbnisse hinweggesehen.

Und gerade dem Dichter läfst sich eine solche Nachlässigkeit am ersten zutrauen. Allerdings mufste Goethe seinen Werther sorgfältig durchgehen, um ihn, den veränderten künstlerischen Anschauungen gemäfs, hie und da umzuformen; gewifs aber hat er nicht alle Einzelheiten des Textes mit der spürenden Aufmerksamkeit des kritischen Lesers bedächtig durchforscht. Seine Aufmerksamkeit umfafste das Ganze; und wenn sie sich auch zugleich immerwährend auf das Einzelnste richten mufste, so blieb er doch stets nur als Künstler thätig, der das Mifsfällige, das ihm verletzend aufstiefs, entfernen oder verbessern wollte; er war nicht dazu aufgelegt, seinem eigenen Werke gegenüber den Kritiker zu spielen, der mit scharf prüfendem Blick gerade das Einzelne durchdringt, um überall das Aechte, das verloren oder verdrängt worden, wiederherzustellen. Ob hier ein Wort ausgefallen, dort ein Wort mit einem andern vertauscht sei, dort endlich ein ganzer Satztheil vermifst werde, das konnte gerade dem Dichter selbst, dessen Geist einzig und allein mit der künstlerischen Umgestaltung des Werkes beschäftigt war, am allerersten entgehen.

Aber bei diesen Gründen allgemeinerer Art brauchen wir nicht stehen zu bleiben. Wir vermögen deutlich nachzuweisen, wie es geschah, wie leicht es geschehen konnte, dafs der Dichter jene Flecken an seinem Werke nicht wahrnahm, nicht auslöschte; es ist uns gestattet, bis in die innerste Werkstätte der Corruption sicher vorzudringen.

Nachdem Goethe 1780 sich zur Lectüre des ganzen Wer-

ther herbeigelassen,[25]) scheint er um die Mitte des Jahres 82 den Gedanken der neuen Bearbeitung gefaſst zu haben.[26]) Aber erst mehre Monate nachher dachte er ernstlich ans Werk zu gehen. Glücklicherweise können wir uns sein äuſseres Verfahren bei dieser Arbeit vergegenwärtigen. Er nahm nicht etwa ein Exemplar des gedruckten Romans zur Hand und trug in dasselbe seine Veränderungen ein; er erzählt vielmehr dem Freunde Knebel (21. Novbr. 82): „Meinen Werther hab ich durchgegangen und lasse ihn wieder ins Manuscript schreiben, er kehrt in seiner Mutter Leib zurück. Du sollst ihn nach seiner Wiedergeburt sehen. Da ich sehr gesammelt bin, so fühle ich mich zu so einer delikaten und gefährlichen Arbeit geschickt.“[27])

Also — ein Manuscript hatte Goethe vor sich, als er die gefährliche Arbeit ausführte. In dies Manuscript wurden seine Veränderungen eingetragen, nach diesem Manuscript wurde die Ausgabe von 1787 hergestellt.

Nun aber wird die Frage laut: dies wichtige Manuscript, aus welchem der verschiedenen Drucke des alten Werther ist es hervorgegangen? Welches Exemplar nahm Goethes Schreiber vor sich, als er Anstalt traf, die Handschrift herzurichten?

Mit aller Sicherheit, die bei solchen Fragen überhaupt nur immer erreichbar ist, kann ich antworten: es war ein Exemplar der dritten Auflage des Himburgischen Nachdrucks, von welchem Goethes Schreiber Abschrift nahm. Wenn der Dichter am 19. Juni 1782 sich von Frau von Stein seine „gedruckten Schriften“ erbittet, so meint er damit, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Himburgische Sammlung von 1779,

---

[25]) 30. April 1780. Las meinen Werther, seit er gedruckt ist, das erste Mal g a n z und verwunderte mich. Riemer Mittheilungen 2, 163.

[26]) Nach Schölls sehr wahrscheinlicher Vermuthung. Siehe Brief an Frau von Stein 19. Juni 82. Goethe schreibt an die Freundin: „Sag mir wie du den Tag zubringst und schicke mir meine gedruckten Schriften. Ich habe einen wunderlichen Einfall und will sehen, ob ich ihn ausführe.“

[27]) Die Stelle ist schon vor dem Erscheinen des Briefwechsels mit Knebel von Riemer mitgetheilt worden 2, 163. — Man vergleiche die Art, wie er sich das Manuscript des Faust für die Fortsetzung zurecht legte, an Schiller 5. Mai 1798.

von der ihm einige Exemplare zugesandt worden und die in den Weimarischen Kreisen cirkulirte. Dieser Nachdruck lag ihm am nächsten zur Hand; die Originalausgaben des Werther mögen sich schon damals selten gemacht haben; man darf sich also wohl nicht darüber verwundern, dafs der Schreiber diesen Nachdruck für gut genug hielt, um sein Manuscript darauf zu gründen, und dafs er es unterliefs, mit kritischer Akribie eine Collation der verschiedenen Editionen anzustellen.

So war es demnach unvermeidlich, dafs das Manuscript alle jene Fehler des Nachdrucks in sich aufnahm, über die Goethe später mit vollem Rechte sich öffentlich beschwerte; und wenigstens sehr natürlich war es, dafs sie dem Blicke des dichtenden Künstlers hier unbemerkt blieben. Der Dichter hat sich gleichsam vor seinen eigenen Augen sein Besitzthum achtlos entwenden lassen: die Kritik hat die unabweisbare Pflicht und das schöne Recht, ihm das Entwandte wiederzuerstatten.

Wie viel durch meine Entdeckung — wenn das stolze Wort hier nicht zu ruhmredig klingt — für die Herstellung und Läuterung des Textes gewonnen ist, das kann erst meine Ausgabe in vollem Umfange darthun. Hier sei es mir erlaubt, im Anschlufs an jene oben mitgetheilten Stellen nur wenige andere auszuheben, an denen die Bedeutung des erlangten Resultates vornehmlich klar wird.

Im Briefe vom 18ten August spricht Werther mit gewaltig erschütternden Worten seinen Ueberdrufs an der Welt, an allem Dasein aus; er entsetzt sich davor, dafs nichts **ist**, dafs alles vorüberflieht; er ruft: „Ha! nicht die grofse, seltne Noth der Welt, diese Fluthen, diese Erdbeben, die eure Städte verschlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt; die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte." (S. 76) So ist der Satz in *G* gedruckt,[28])

[28]) Dem Leser wie mir wird es bequemer sein, wenn ich mich im Folgenden für die verschiedenen Editionen der Zeichen bediene, die ich in der Ausgabe des Werther angewandt habe. *a* bezeichnet die Originalausgabe, h^1, h^2, h^3 den ersten, zweiten, dritten Himburgischen Nachdruck, *G* die

so finden wir ihn in allen folgenden Drucken. Der Kenner der Goetheschen Rede darf hier bei genauerer Betrachtung wohl stutzig werden. „Fluthen, die Städte verschlingen“? — So lange Städte auf dem Erdboden gebaut werden, ist es wohl noch nicht geschehen, daſs eine „Stadt“ durch überschwemmende Fluthen „verschlungen“ ward. Ein Declamator, dem es auf tönende Worte ankommt, mag so reden. Aber Goethe, der, besonders in den Dichtungen seiner Jugend, nicht allein die Wahrheit, sondern auch die Wirklichkeit der Dinge stets sinnlich lebendig vor Augen hatte — Goethe sollte so geredet, sollte diesen Verstoſs gegen die Wirklichkeit begangen haben? — Nein, wird man mir entgegensetzen, diesen Verstoſs hat er auch nicht begangen; „diese Fluthen“ haben mit den „verschlungenen Städten“ gar nichts zu schaffen; der Dichter nennt sie einfach, ohne von ihrer verzehrenden Thätigkeit etwas weiteres auszusagen; bloſs die Erdbeben werden als städteverschlingend genannt, und das wird man doch wohl billigen dürfen. — Ganz gut! Aber nun sehe man, wie das Verhältniſs des Satzbaues gänzlich zerstört wird! Offenbar hat der Dichter seinen Satz folgendermaſsen geordnet: an die Spitze stellt er das Allgemeine, die groſse, seltne Noth der Welt; dies Allgemeine will er dann verdeutlichen, specificiren, indem er aus dem zahlreichen Heer der vernichtenden Plagen zwei der schrecklichsten wählt: 1) diese Fluthen — 2) diese Erdbeben, die eure Städte verschlingen. Diese beiden Satztheile sind einander coordinirt, und jenem Allgemeinen, der groſsen seltnen Noth der Welt, dem Begriffe nach untergeordnet. Muſs nun aber nicht jeder fühlen, daſs dem ersten der beiden Theile die erforderliche Ausbildung und Ausführung fehlt? Muſs nicht jeder verlangen, daſs der Dichter die verheerende Gewalt der Fluthen eben so wie die Gewalt der Erdbeben schildere und daſs dem Relativsatz, der sich an Erdbeben anschlieſst, ein ähnlicher Satz nach Fluthen entspreche? Die Periode kann nicht bestehen, sie knickt in sich zusammen. — Der Dichter jedoch hat zu keinem der vorgebrachten Einwürfe

---

achtbändige Göschensche Ausgabe von 1787, *F* den vierbändigen Göschenschen Nachdruck, *W* die Weygandsche Einzelausgabe.

Anlaſs gegeben. Er hat hier, wie immer, die Wirklichkeit der Dinge im Auge behalten; er hat den Satzbau nicht unvollendet gelassen, er hat vielmehr mit wirksamer Steigerung seine Rede fortgeführt, er hat geschrieben: „Ha! nicht die groſse, seltne Noth der Welt, diese Fluthen, die eure Dörfer wegspülen, diese Erdbeben, die eure Städte verschlingen, rühren mich." — Die vermiſsten Worte sind in h^3 ausgefallen und demzufolge aus dem Text verschwunden. Man wird sich mit mir freuen, daſs es gelungen ist, einer bedeutsamen Stelle gerade dieses Briefes ihre ursprüngliche Kraft und Schönheit wiederzugeben: dieser Brief enthält die Quintessenz der Wertherstimmung.[29])

Eine nicht minder erfreuliche Heilung wird folgender Stelle zu Theil, deren schadhafter Zustand nicht alsogleich ins Auge fällt. — Albert ist angekommen, und Werther schildert im Brief von 30. Julius die herben Empfindungen, die ihn peinigen müssen, „da der andere nun wirklich kommt und ihm das Mädchen wegnimmt." Er fährt fort: „Ich beiſse die Zähne auf einander, und spotte derer doppelt und dreyfach, die sagen können, ich sollte mich resigniren, und weil es nun einmal nicht anders seyn könnte — Schafft mir diese Strohmänner vom Halse! —" (S. 60) Man wird zugeben, daſs der Uebergang: „und spotte derer doppelt und dreifach" etwas

---

[29]) Diesen Brief hat Goethe wohl vor allen im Sinne, wenn er in der, an werthvollen Aufschlüssen und bedeutungsvollen Winken so reichen „Geschichte seines botanischen Studiums" sagt, daſs „in den ersten von ihm herausgegebenen poetischen Versuchen sich hie und da ein Anklang finden mag von einem ernsten Drange, das ungeheure Geheimniſs, das sich in stetigem Erschaffen und Zerstören an den Tag giebt, zu erkennen, ob sich schon dieser Trieb in ein unbestimmtes, unbefriedigtes Hinbrüten zu verlieren scheint" (58, 85). Im Hinblick auf diesen Brief sagt Charlotte von Schiller, indem sie den von mir emendirten Satz citirt: „Man kann sich Werther nicht beruhigt denken. Er hat die Welt mit ihren Kräften erschöpft; er empfindet die ewig schaffende und vernichtende Kraft des Daseins. Der einzige Brief von Werther, der das Gefühl mit aller Macht zusammenhält, um das Bild der Welt in sich aufzuhellen, giebt ein Licht über seine Entschlüsse und Empfindungen". Charlotte von Schiller und ihre Freunde 1, 130. Der Aufsatz der edlen Frau, dem diese Worte entnommen sind, verdient von den Freunden Goethes theilnahmsvoll beachtet zu werden.

gewaltsam, nicht genügend motivirt erscheint; „doppelt und dreifach", da noch nichts Einfaches vorangegangen ist? — Allerdings liebt Goethe das „doppelt und dreifach" [30]); besonders in späteren Jahren braucht er es gern und oft, auch da, wo uns eine solche Steigerung nicht eben nöthig dünkt; in seinen Jugendwerken jedoch, in denen die Sprache stets mit genialisch freier Kraft und nothwendiger Wahrheit aus der lebendigsten Empfindung, aus unmittelbarer Anschauung hervordringt, wird man selbst seine Lieblingsausdrücke nicht wohl ohne zureichende Veranlassung gebraucht finden. Doch, was bedarf es weitern Grübelns? Man vernehme die unverstümmelten Worte des Dichters: „Ich beifse die Zähne aufeinander und spotte über mein Elend, und spottete derer doppelt und dreyfach, die sagen könnten, ich sollte mich resigniren." — Jetzt ist jedes Bedenken zurückgewiesen; der Satz zeigt sich tadellos in der ursprünglichen Kraft des charakteristischen Ausdrucks, und man fühlt: das hat Goethe geschrieben und das hat er nicht eigenhändig zerstückeln können. — Aber besonders lehrreich wird dieser Satz dadurch, dafs sich an ihm Ursprung und Fortschritt der Corruption so überaus deutlich nachweisen läfst. In h^1 finden wir den Satz noch in Ordnung; in h^2 beginnt aber schon das Unheil; dort lesen wir — „und spotte über mein Elend, und spotte derer doppelt und dreifach" statt „und spottete derer". Nun war dem Setzer von h^3 der Weg des Verderbens gebahnt; er sah zweimal ein und dasselbe Wort „spotte" in ziemlicher Nähe bei einander: wie konnte er anders als sich von der gewöhnlichen Setzerunart verführen lassen und von dem ersten gleich auf das zweite überspringen? So fielen die dazwischenliegenden Wörter aus und wir mufsten sie bis auf den heutigen Tag entbehren. [31]) — Dafs Werther „über

---

[30]) Dies hat auch Wilh. Grimm bei seinen umfassenden Beobachtungen über den Goetheschen Sprachgebrauch nicht unbemerkt gelassen, deutsches Wörterb. 2, 1274. Er citirt aus dem Werther noch ein „doppelt und dreifach"; dies stammt aber aus einem Briefe, der erst 1787 eingefügt wurde.

[31]) In *W* 1787 hat sich ein kümmerlicher Rest des Aechten gerettet; es heifst dort: „Ich beifse die Zähne aufeinander, und spottete derer doppelt und dreyfach, die sagen können" — aber zu dem „spottete" will nun der Indicativ „können" nicht wohl passen, der in *G*, nachdem der Satz

sein Elend spottet" ist ein Zug, der in seinem Charakterbilde nicht fehlen durfte.

Aber auch da, wo die Corruption sich nicht auf ganze Satztheile erstreckt, wo sie nur einzelne Wörter, nur ein Wort, auch nur einen Buchstaben betroffen hat, — auch da erweist sich die glücklich gemachte Entdeckung in ihren Folgen gar heilsam und fruchtbar. Ueberall empfängt der verdunkelte Ausdruck sein wahres Licht, die geschwächte Rede ihre wahre Kraft zurück; hier wird eine verloren gegangene Nüance wieder gewonnen, dort wird die Sprache eindringlicher, oder sie erhält eine natürlichere Bewegung, dort endlich wird das entschieden Abgeschmackte beseitigt. Ich müfste hier ein sehr umfangreiches Verzeichnifs anfertigen, wenn ich auch nur die erfreulichsten unter diesen kritischen Curen aufzählen wollte. Nur wenige Beispiele seien hervorgehoben!

Werther, in seinem ganzen Wesen schon der Zerrüttung nahe, schwärmt über Lottens schwarze Augen: (S. 141) „Hier! ich kann es dir nicht ausdrücken. Mache ich meine Augen zu, so sind sie da; wie ein Meer, wie ein Abgrund ruhen sie vor mir, in mir, füllen die Sinne meiner Stirn;" — wie ein Meer fehlt seit 1787, weil es in h^3 ausgefallen ist.

Am 30. Julius, nach Alberts Ankunft, schreibt Werther (S. 60): „Ich laufe in den Wäldern herum, und wenn ich zu Lotten komme, und Albert bei ihr sitzt im Gärtchen unter der Laube, und ich nicht weiter kann, so bin ich ausgelassen närrisch, und fange viel Possen, viel verwirrtes Zeug an." Wir lesen jetzt: „und fange viel verwirrtes Zeug an", weil viel Possen in h^3 fehlt[32]).

Da Werther seine Geburtsstadt besuchen will, nimmt er sich vor (S. 110): „Zu eben dem Thore will ich hinein gehen, aus dem meine Mutter mit mir heraus fuhr, als sie nach dem Tode meines Vaters den lieben vertraulichen Ort

---

einmal verstümmelt war, allerdings nothwendig geworden. Im Jahre 1825 ist daher auch in *W* jener letzte Rest der ursprünglichen Lesart verschwunden.

[32]) Wer in kritischen Studien dieser Art bewandert ist, wird bei allen hier besprochenen Fällen leicht entdecken, wodurch jedesmal ein Ausfall, eine Verwechselung oder Entstellung veranlafst worden.

verliefs, um sich in ihre Stadt einzusperren". — „in ihre Stadt"? — Goethe schrieb: „in ihre unerträgliche Stadt"; — das Adjectiv ist schon in h^2 nicht mehr zu finden, und fehlt daher auch in h^3.

In seiner Scheltrede gegen die üble Laune sagt Werther (S. 46): „Ist es nicht genug, dafs wir einander nicht glücklich machen können, müssen wir auch noch einander das Vergnügen rauben, das jedes Herz sich manchmal gewähren kann?" — Man bemerke, wie durch zwei Wörtchen die Rede nachdrücklicher wird! denn der Dichter hat geschrieben: — „das jedes Herz sich noch manchmal selbst gewähren kann". Durch h^3 ward dem Satze das noch entwendet; aber damit war es nicht genug; *F* mufste der armen Stelle auch noch ein Leides anthun und raubte ihr das selbst; und seitdem verharrte das Sätzchen im Zustande der Mattigkeit[33]).

Werther sieht (S. 74) die Berge vor sich „vom Fufse bis auf zum Gipfel mit hohen dichten Bäumen bekleidet". — Das malerische auf wird in h^2 und h^3 vermifst und wir lesen daher: „vom Fufse bis zum Gipfel". — Wenn Werther der verstorbenen Freundin seiner Jugend gedenkt, sagte er (S. 12): „ach, dafs ich sie je gekannt habe"; da indessen je in h^3 ausgefallen ist, mufsten wir bisher lesen: „ach, dafs ich sie gekannt habe". — Das Mädchen, das, von seinem Geliebten plötzlich verlassen, den Tod in den Wellen sucht wird von Werther (S. 69) „ein gutes junges Geschöpf" genannt, nicht, wie in allen Ausgaben nach dem Vorgange von h^2 und h^3 gedruckt ist, „ein gutes Geschöpf". —[34]) Der Liebende ist zwar stolz darauf, dafs Lottens kleine Geschwister sich so zutraulich ihm anschmiegen; aber so weit geht sein Stolz doch nicht, dafs er (S. 72) wähnen sollte, „sie nähmen

---

[33]) Da *W* von *F* nichts zu leiden hatte, so liest man dort wie in *G*: „das jedes Herz sich manchmal selbst gewähren kann".

[34]) In dieselbe Unterredung mit Albert hat sich durch h^2 und h^3 noch ein anderer Fehler eingeschlichen. S. 69 „Vergebens, dafs der gelassene, vernünftige Mensch den Zustand eines Unglücklichen übersieht"; — das Richtige ist: „des Unglücklichen". Man lese die ganze Stelle im Zusammenhang, um einzusehen, wie wenig hier der unbestimmte Artikel an seinem Platze ist. *W* hat auch hier das Richtige bewahrt. —

das Abendbrod nun so gern von ihm als von Lotten an;" solchen Stolz legen ihm h^2 h^3 und alle folgenden Ausgaben bei; er selbst ist bescheidener, er behauptet nur, daſs sie es „fast so gern von ihm als von Lotten annehmen".

Aber nicht allein durch Vertilgung ganzer Wörter, auch durch Vertauschung einzelner Buchstaben ist mannigfacher Schade, bald leichter, bald schwerer, angerichtet worden. S. 110: „An der groſsen Linde — lieſs ich halten, stieg aus, und lieſs den Postillon fortfahren." Man kann wohl an der Wiederholung des „lieſs" Anstoſs nehmen; Goethe schrieb: „und hieſs den Postillon fortfahren"; „lieſs" stammt aus h^2 und h^3. — Am 15ten November (S. 131) ruft Werther dem Freunde zu: „Laſs mich ausdulden; ich habe bei aller meiner Mühseligkeit noch Kraft genug durchzusetzen". — „Mühseligkeit"? Was ist das hier für ein schiefer Ausdruck! Er schreibt sich her aus h^2 und h^3; Goethes Wort ist „Müdseligkeit", ein ächtes Wertherisches Wort, das durch den Gegensatz zu „Kraft" erst recht in seiner Bedeutung hervortritt.[35]) — Der Brief vom 12. December schildert eine „der furchtbaren nächtlichen Scenen dieser menschenfeindlichen Jahrszeit". Der Fluſs ist übergetreten, das Thal überschwemmt, die wühlenden Fluthen wirbeln im Mondlicht: (S. 152) „Ach mit offnen Armen stand ich gegen den Abgrund und athmete hinab! hinab! und verlor mich in der

[35]) An der ungewohnten „Müdseligkeit" hat auch der Corrector des dritten Drucks der zweiten Auflage 1775 (vgl. Anmerkung 13) keinen Geschmack gefunden und daher das gewöhnlichere „Mühseligkeit" eingeschwärzt. Dieser selbe dritte Druck der zweiten Auflage hat einen ähnlichen Fehler mit h^3 gemein in dem Worte „ausspart" (S. 38). „Ich lebe so glückliche Tage, wie sie Gott seinen Heiligen aufspart". So lesen wir jetzt, weil es in h^3 so gedruckt steht. Aber Goethe sagte: „ausspart", wie es auch im Götz heiſst (8, 107 vgl. 42, 139): Wir sparen unsere Schüsse wohl aus". — Wenn hier ein *s* verdrängt worden, so hat es sich an einer andern Stelle unrechtmäſsig eingedrängt (S. 59): „Er (Albert) scheint wenig üble Laune zu haben, und du weiſst, das ist die Sünde, die ich ärger hasse am Menschen, als alle andre" — nämlich: als alle andern Sünden: — über die starke Form „andre" wird sich niemand verwundern, der mit dem Sprachgebrauch des jungen Goethe und seiner Zeitgenossen bekannt ist. — In h^2 fiel alle aus; der Setzer von h^3 hatte also die Worte vor sich: „die ich ärger hasse am Menschen als andre"; er merkte, daſs hier etwas fehle und schob „alles" hinein, das wir jetzt in unsern Texten finden.

Wonne, meine Qualen, meine Leiden da hinab zu stürmen!" — Das sind Goethes Worte; in h^3 hat sich stürzen statt stürmen eingedrängt, und seitdem lesen wir ziemlich trivial: „meine Qualen, meine Leiden da hinab zu stürzen". Ueber die ächte Lesart kann kein Zweifel entstehen: „hinabstürmen", als activ gebraucht, ist ganz und gar im Charakter der kühnen Jugendsprache Goethes[35 a]).

Auf den ersten Seiten und kurz vor dem Schlusse des Werks treffen wir auf eine Stelle, wo die Vertauschung eines Buchstaben zu ganz besonderm Unheil ausgeschlagen ist. — Die Kunde von Werthers Selbstmord hat sich verbreitet; alles ist in Aufruhr; Albert tritt zu dem Sterbenden (S. 191): „Werthern hatte man auf das Bette gelegt, die Stirn verbunden; sein Gesicht schien wie eines Todten, er rührte kein Glied. Die Lunge röchelte noch fürchterlich, bald schwach bald stärker; man erwartete sein Ende". — „Sein Gesicht schien wie eines Todten" klingt wunderlich; — das kann ich von einem Ohnmächtigen sagen, der sich wieder erholt: aber hier? — Werther ist einem gewissen unvermeidlichen Tode verfallen; der letzte Augenblick ist schon ganz nahe, nur noch am Röcheln der Lunge kann man merken, daſs er nicht schon eingetreten ist. In der Schilderung eines solchen Zustandes muſs jedes Wort den Leser treffen, und da ist die Phrase: „sein Gesicht schien wie eines Todten" gewiſs nicht wohl angebracht. Goethe hat sie auch nicht gebraucht; er erzählt: „Werthern hatte man auf's Bett gelegt, die Stirne verbunden, sein Gesicht schon wie eines Todten, er rührte kein Glied" — An dieser natürlich und eindrucksvoll fortschreitenden Darstellung wird man nichts auszusetzen haben. „Schien" ist durch h^2 nnd h^3 verschuldet; und da das Unrichtige einmal eingedrungen war, muſste man nach „verbunden" ein Semikolon setzen und so den nothwendig zusammengehörenden Satz auseinander schneiden. — Bedürfte „schon" noch irgend einer andern Bestätigung, so lieſse sich wohl zum Ueberfluſs eine solche aufweisen und zwar die allerzuverlässigste. Der hier besprochene Satz ist einer von denen, die Goethe aus Kestners Bericht über Je-

[35 a]) Aehnlich heiſst es später in der Pandora:
Und wer, verwegen, stürmt aus dem Bezirk dich her? 40, 394.

rusalems Tod fast ganz unverändert in sein Werk herübergenommen; und wie lauten des guten Kestners Worte? — „Er war auf das Bette gelegt, die Stirne bedeckt, sein Gesicht schon wie eines Todten, er rührte kein Glied mehr," — (Goethe und Werther S. 99). —

Lustiger ist der Buchstabenwechsel in folgender Stelle. — Werther findet am Brunnen ein Dienstmädchen; sie will ihr Gefäfs auf den Kopf setzen und sieht sich nach einer Kamerädin um, die ihr beistehen soll. Werther steigt hinunter (S. 11): „Soll ich ihr helfen, Jungfer? sagte ich. — Sie ward roth über und über. O mein Herr! sagte sie — Ohne Umstände". — Was für ein hochgebildetes Dienstmädchen! Sie redet wahrhaftig wie eine prüde Salondame: „O mein Herr!" — Schon vor vielen Jahren, als ich den Werther einmal im Kreise lieber Freunde vorlas, fiel mir diese Antwort auf und wollte mir gar nicht zu Sinn. „Mein Herr" ist noch jetzt in vielen Theilen Deutschlands bei den untern Classen nicht gebräuchlich, und war es zu Goethes Zeit wohl noch viel weniger. Und dann — wie mag sich ein Mädchen aus dem Volke benehmen, dem von einem Höherstehenden ein solcher Dienst angeboten wird? — Es mag vielleicht vor Verlegenheit ganz und gar verstummen; fafst es sich aber zu einer Antwort, so wird es gewifs resolut ja oder nein sagen. Der junge Goethe weifs doch sonst das Volk seiner wahren Sinnes- und Lebensart gemäfs reden zu lassen; sollte er es nur hier nicht gewufst haben? — Er hat es auch hier gewufst. Er läfst — man wird lächeln — er läfst das Dienstmädchen antworten: „O nein Herr!" Und nun ist alles in Ordnung. „Nein" kann man deutlich lesen in allen Drucken der beiden Originalauflagen. Der Corrector des dritten Drukkes der zweiten Auflage wollte auch hier ein Merkmal höherer Einsicht geben, und setzte gleichsam zum warnenden Zeichen ein Comma nach nein: „O nein, Herr!" Aber bei Himburg fruchtete die Warnung nicht: schon in h^2 findet sich „mein Herr", und h^3 hat dann das „mein" auf alle folgenden Ausgaben vererbt. —

Mit dieser glücklich wiederhergestellten Negation nehme ich für heute Abschied von Werthers „vielbeweintem Schatten", der so manigfachen Unglimpf hat erdulden müssen.

Hoffentlich ist der Tag nicht fern, da alle Schmach, die ihm von Original- und von Nachdrucken angethan worden, ihre vollständige Sühne findet. Ich wünsche nichts sehnlicher, als den Freunden, denen die Ergebnisse meiner Kritik willkommen sind, schon in nächster Zeit die neue Ausgabe öffentlich vorlegen zu können. —

Sobald die Arbeit am Werther vollbracht war, meldeten sich die andern Werke aus der Jugendzeit des Dichters und verlangten eine ähnliche Behandlung. Ich wendete mich erst zum Clavigo, dann zum Götz, dann zur Stella.

Die Vergleichung der Originalausgaben mit dem Texte, den die Schriften von 1787 liefern, führte auch hier zu einem Resultat, das mich freilich nach den am Werther gemachten Erfahrungen nicht mehr überraschen konnte. Nur allzu oft ward ich auch hier Abweichungen von dem ursprünglichen Texte gewahr, die dem Werke zum Schaden gereichten. Am wenigsten hat Götz gelitten; dem Clavigo und der Stella ist dagegen arg mitgespielt worden. Alle diese Verschiedenheiten konnten nur aus unlauterer Quelle herrühren.

Ein Verdacht gegen Himburg schien demnach nur allzusehr gerechtfertigt, und natürlicherweise lenkte er sich auf die dritte Auflage. Diese nahm ich zur Hand und erwartete hier gleichsam alle die Fehler vorgezeichnet zu finden, die den Clavigo in der Ausgabe von 1787 entstellen. Aber so rasch sollte ich nicht zum Ziel gelangen; in dem Text des Clavigo, wie ihn der dritte Himburg gab, fand ich jene Fehler n i c h t.

Doch ich will den mitforschenden Leser, der mir bis hierher seine Begleitung gegönnt hat, nicht unnöthigerweise ermüden, indem ich ihn durch alle Kreuz- und Quergänge der Untersuchung mir nachziehe. Vielmehr will ich das Ergebnifs einer langwierigen und vielverschlungenen Forschung in wenigen einfachen Worten aussprechen: d i e A u s g a b e v o n 1 7 8 7 (*G*), a u s w e l c h e r a l l e f o l g e n d e n, w e n n a u c h i n d i r e c t, h e r v o r g e g a n g e n s i n d, h a t d e n T e x t d e s C l a v i g o u n d d e s G ö t z a u s d e r e r s t e n A u f l a g e d e s H i m b u r g i s c h e n N a c h d r u c k s (h^1), d e n d e r S t e l l a h i n g e g e n, e b e n s o w i e d e n d e s W e r t h e r, a u s d e r d r i t t e n A u f l a g e (h^3) g e s c h ö p f t.

Was den Clavigo anbelangt, so werde ich im folgenden für meine Behauptung die erforderlichen Belege in erwünschter Vollständigkeit liefern. Daſs aber der Text des Götz aus h^1 in *G* übergegangen ist, kann durch wenige Beispiele unwidersprechlich dargethan werden. In dem kurzen Monolog Sickingens (8, 85) liest *G* „denn besser!“ statt „desto besser[36]); Götz sagt (S. 93) in *G*: „so kommen wir ihnen im Rücken“, statt „in Rücken“. Nachdem Götz Sikkingen und Maria in der Kirche hat trauen lassen, dringt er darauf, daſs sogleich das junge Ehepaar sich aus der so sehr gefährdeten Burg entferne; er spricht Sickingen zu (S. 103): „Beredet Marie. Sie ist eure Frau. Laſst sie's fühlen. Wenn Weiber quer in unsre Unternehmung treten, ist unser Feind im freien Felde sichrer als sonst in der Burg“. So überliefert *G* diese Worte. Das Richtige ist: „Wenn Weiber quer in unsre Unternehmungen treten“. — Da das eben zusammengegebene Paar sich weigert, den schutzlos dastehenden Helden sogleich zu verlassen, drückt Götz seinen Willen nur noch um so entschiedener aus (S. 104): „Ja, es ist weit mit mir gekommen. Vielleicht bin ich meinem Sturz nahe. Ihr beginnt heut zu leben, und ihr sollt euch von meinem Schicksal trennen.“ Das für die Energie der Rede unentbehrliche heut fehlt in *G*. — Metzler treibt (S. 137) die Bauern mit rohen Worten an: „Ihr Hund, soll ich euch Bein machen! Wie sie haudern[37]) und trenteln, die Esel“ — Statt haudern ist in *G* das wenig volksmäſsige und zu dem Ton der übrigen Worte wenig passende zaudern zu lesen. — Alle diese Fehler stammen aus h^1, während h^2 und h^3 überall die ursprünglichen ächten Lesarten bieten.

Bei der Stella tritt wieder h^3 in seine vollen Rechte ein; wir treffen hier auf dasselbe Verhältniſs, das wir in der Textesgeschichte des Werther entdeckt. Doch läſst sich ein, freilich nicht wesentlicher, Unterschied bemerken. Dort fanden wir h^1 frei von schlimmen Fehlern; das Verderbniſs be-

---

[36]) Dieser Fehler ist in der ersten Cottaschen Gesammtausgabe der Werke gebessert; (Band V, S. 86) eben so der folgende (S. 94).

[37]) Goethe an Kestner, Weihnachten 1773 (S. 193): „ich lerne jeden Tag und haudere mich weiter“.

ginnt in h^2 und zeigt sich in h^3 weiter ausgebreitet. Der Text der Stella hingegen ist schon in h^1 von manchen Fehlern heimgesucht, die dann in h^2 und h^3 fortgepflanzt und mit immer neuen freigebig vermehrt werden.

Im zweiten Act (Bd. 10, S. 151) spricht Stella, da sie Fernandos Portrait zeigen will, die oft citirten Worte: „O mich dünkt immer, die Gestalt des Menschen ist der Text zu allem, was sich über ihn empfinden und sagen läſst;“ — „ist der *beste* Text zu allem“ hat Goethe geschrieben; das Adjectiv fehlt in allen drei Himburgen. — Den Ausfall eben desselben Wortes hat h^3 an einer Stelle verschuldet, wo es freilich eher zu entbehren ist, S. 170: „Bleib noch hüben, *beste* theuerste Frau!“

S. 137. Fernando, überwältigt von den Gefühlen, die ihn bestürmen, da er „den Schauplatz all seiner Glückseligkeit“ wieder sieht, ruft aus: „O mir ist, als wenn ich nach einem langen freudelosen Todesschlaf ins Leben wieder erwachte.“ Der Dichter schrieb: „nach einem langen, *kalten*, freudelosen Todesschlaf“.

S. 164. Madame Sommer, von Fernando plötzlich verlassen, spricht ihren Dank gegen Gott aus, daſs sie ihren Muth, ihre Ruhe hat bewähren können: „Guter, ewiger Vorsorger, du nimmst unserm Herzen doch nichts, was du ihm nicht aufbewahrtest bis zur Stunde wo es dessen am meisten bedarf“. Seit 1787 lesen wir in allen Ausgaben, lächerlich genug, „guter, ewiger Versorger!“

S. 165. Madame Sommer erzählt dem untreuen Gatten ihre Lebens- und Herzensgeschichte: „Wenn ich tiefer ins Leben sah, und Freud' und Leid ahndete, die des Menschen warten, da wünscht' ich mir einen Gatten, dessen Hand mich durch die Welt begleitete, der für die Liebe, die ihm mein jugendliches Herz weihen konnte, im Alter mein Freund, mein Beschützer, mir statt meiner Eltern geworden wäre, die ich um seinetwillen verlieſs.

Fernando. Und nun?

Madame Sommer. Aber ich sah den Mann! Ich sah ihn, auf den ich in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft all meine Hoffnungen niederlegte!“ — Was fällt der Madame Sommer ein, daſs sie die Fortsetzung ihrer rührenden

Erzählung mit einem nichtsbedeutenden, mit einem störenden „Aber“ beginnt? Ist zwischen ihren früheren und späteren Worten ein Gegensatz zu entdecken, durch den dies „Aber“ gefordert oder gerechtfertigt würde? — Es muſs aus dem Text verschwinden, um dem ächten: „Ach ich sah den Mann!“ Platz zu machen.

Diese Fehler werden von allen Himburgischen Drucken gemeinsam getragen[38]). Für die folgenden jedoch ist *h*³ allein verantwortlich.

Da Stella, von ihren Erinnerungen hingerissen, Macht und Art der Liebe schildert, sagt Madame Sommer (S. 148): „Wie glücklich! Sie leben doch noch ganz in dem Gefühl der jüngsten reinsten Menschheit“. — Das heiſst, der eben aus den Händen der Natur hervorgegangenen, durch irdische Einflüsse noch nicht getrübten Menschheit. Und so hatte auch Stella kurz vorher gesagt; „Wahrlich, man ist noch ein groſses Kind, und es ist einem so wohl dabei.“ — Was lesen wir aber jetzt in unsern Ausgaben? Wir lesen die absurden Worte: „Sie leben doch noch ganz in dem Gefühl der innigsten reinsten Menschheit“[39]).

Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen.

Was mag nun wohl ein gewissenhafter Leser sich bei der „innigsten Menschheit“ gedacht haben?

Stella fährt fort in dem leidenschaftlichen Erguſs ihrer Empfindungen: „Sie (die Männer) machen uns glücklich und elend! Mit welchen Ahndungen von Seligkeit erfüllen sie unser Herz! Welche neue, unbekannte Gefühle und Hoffnungen schwellen unsre Seele“, — (S. 148) Wir lesen jetzt: „Mit Ahnungen von Seligkeit;“ und somit ist der natürliche Schwung der Rede und ihr lebendiger Fortschritt gestört.

S. 152. „Lucie. Ich muſs Ihnen sagen, heut' aſs ich

---

[38]) Die unrichtige Schreibung auf S. 154: „Kennen Sie Ihr Cabinet nicht mehr?“ verdankt man ebenfalls den Himburgen. Es ist zu schreiben: „ihr Cabinet“ nämlich Stella's. — Auf S. 146 (unten) ist zu lesen: „Eh' ich mich's verseh“, nicht „versah“; der Fehler findet sich in *h*² und *h*³.

[39]) Die Verwechselung konnte allerdings leicht genug entstehen; denn in der Originalausgabe, in *h*¹ und *h*² finden wir, wie in vielen Drucken jener Zeit, ein *i* statt *j*: iüngste.

drüben mit einem Offiicier im Posthause, der diesem Herrn glich". — Es ist zu lesen: gleicht.

S. 157. Fernando schwelgt in den Wonnen des Wiedersehens: „Mir ist wieder wie in den ersten Augenblicken unsrer Freuden". — In unsern Ausgaben wird wieder vermifst.

Diese Beispiele sind hinreichend, meine Behauptung aufser Zweifel zu stellen.

Vielleicht wird man jetzt den Gewinn, den die Untersuchung liefert, im Grofsen und Ganzen überschlagen können. An allen von mir aufgeführten Stellen ist die Aechtheit der ursprünglichen Lesart so einleuchtend, die Verderbtheit der späteren so offenbar, dafs eine gesunde Kritik sich aus unabweislichen innern Gründen für jene entscheiden müfste. Immerhin aber könnte, bei dem Mangel äufserer bestätigender Zeugnisse, Zweifel und Widerspruch in den Gemüthern derjenigen Leser sich regen, für welche die Grundsätze einer gesunden Kritik keine überzeugende, die Entscheidungen der Kritik daher keine bindende Kraft haben. Nun ist aber glücklicherweise die Kunde von den Thaten des Berliner Nachdruckers nicht erloschen. Und Himburg ist ein Zeuge, der nur allzuvernehmlich redet; vor seiner deutlichen Aussage mufs auch der hartköpfigste Zweifler, der ängstlichste Krittler verstummen. Er hat das Unheil angestiftet: mit seiner Hülfe können wir die letzten Spuren dieses Unheils austilgen. Und so dürfen wir denn wohl eine überraschende Anwendung des alten Spruches wagen: „wer die Wunde schlug, wird sie auch heilen".

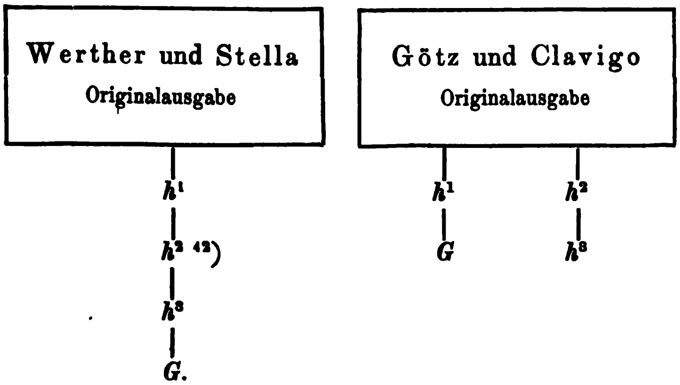
Seltsam genug, dafs in der Geschichte des Goetheschen Textes die Nachdrucker eine so dominirende Rolle usurpirt haben. Schon einige der früheren Lieder tragen durch Schuld eines Nachdrucks kleine Flecken[40]), die man wohl endlich wegschaffen sollte; was alsdann Göschens vierbändige Sammlung geleistet hat, wissen wir; am einflufsreichsten aber zeigt sich Himburg.

Und wie wunderlich hat hier der Zufall gespielt! Der Text des Werther und der Stella hat sich in den Himburgi-

[40]) Hierauf hat, so viel ich weifs, zuerst Karl Goedeke aufmerksam gemacht in den Eilf Büchern deutscher Dichtung 2, 15.

schen Nachdrücken von einer Auflage zur andern immer mehr verschlechtert; in der späteren wurden die Fehler der früheren wiederholt und neue hinzugethan; der ersten waren also die wenigsten, der dritten die meisten Fehler zu Theil geworden: und eben aus diesem mit Fehlern so reich versehenen Druck der dritten Auflage ist der Text jener Werke in die Sammlung der Schriften von 1787 übergegangen. — Dahingegen sind Götz und besonders Clavigo, die Himburg in einem Bande zusammendruckte, in der ersten Auflage am schlimmsten mifshandelt; der so mifshandelte Text ward aber nicht in der zweiten Auflage reproducirt: als man diese veranstaltete, ging man vielmehr, wer weifs aus welchem Grunde, auf die Originalausgaben beider Schauspiele zurück[41]), und so bieten denn die zweite und die ihr folgende dritte Auflage einen ziemlich rein gehaltenen Text. Wären nun Götz und Clavigo, ebenso wie jene beiden andern Werke, aus h^3 nach G herübergenommen worden, so hätten die Worte des Dichters keinen erheblichen Schaden gelitten. Aber nein! der Zufall war so launisch oder so böswillig, dafs er den schadhaften Text der beiden Dramen, wie ihn die erste Auflage (h^1) liefert, in die „Schriften" von 1787 (G) hinüberwandern liefs.

In einer kleinen Tabelle mag dies Verhältnifs zu bequemer Uebersicht dargestellt werden:



[41]) Beim Clavigo könnte ich sogar aus kleinen, aber untrüglichen Anzeichen nachweisen, welcher von den verschiedenen Drucken der Originalausgabe für h^2 benutzt worden: es ist der erste.

[42]) Ob h^2 den Text des Werther unmittelbar aus h^1 oder aus irgend

In wenigen zusammenfassenden Worten sei nun ausgesprochen, was die Forschung ergeben hat:

Der Text der grofsen Jugendwerke Goethes, der uns seit etwa achtzig Jahren überliefert ist, zeigt manigfache Verschiedenheiten von dem Texte der ersten, ächten Originalausgaben; diese Verschiedenheiten gereichen stets zu seinem Nachtheil; aus zwingenden innern Gründen ist es unmöglich, den Ursprung derselben dem Dichter zuzuschreiben; vielmehr ist es unzweifelhaft dargethan, dafs sie sammt und sonders aus den Himburgischen Nachdrücken stammen; überall wo die Entstehung der späteren Lesart aus diesen Nachdrücken sich erweisen läfst, ist demnach die ursprüngliche Lesart der Originalausgaben unweigerlich wiederherzustellen.

Und somit ist die Kritik der Jugendwerke Goethes auf unerschütterlicher Basis fest gegründet.

---

einem andern Drucke genommen hat, braucht hier weder erörtert noch entschieden zu werden; denn diese Frage ist für unsre Untersuchung ganz müfsig und zwecklos. Für uns ist es genug zu wissen, dafs h^1 ganz und gar keine Einwirkung auf den Text des Werther in *G* geübt hat.

Zweiter Abschnitt.

Wie beträchtlich der Gewinn ist, der aus den nun gesicherten Ergebnissen dem Texte zufließt, das läßt sich vielleicht am wirksamsten zur Anschauung bringen, wenn wir den eben festgestellten Grundsatz an einem Werke geringeren Umfangs durchzuführen versuchen. In einem engen Raume, wo alles näher beisammen ist, lassen sich auch alle Einzelheiten leichter überblicken und zusammenordnen. Ich wähle den Clavigo. Doch werde ich aus der großen Zahl der verletzten und glücklich geheilten Stellen nur die wichtigeren hervorheben.

Von der [redacted]rschienenen ersten Ausgabe des Clavigo, die ich im Folgenden mit *a* bezeichne, sind sechs verschiedene Drucke vorhanden (a^1, a^2 u. s. w.). Von diesen ist der sechste, wie mich Hirzel belehrt hat, so elend verwahrlost, daß er für die Kritik unmöglich in Betracht kommen kann. Die andern fünf habe ich auf das genaueste untersucht und mit einander verglichen. In den ersten vier Bogen sind a^1 und a^2 bis ins Kleinste hinein vollkommen identisch; von Seite 65 bis zum Schluß zeigen sich in a^2 kleine Abweichungen in Interpunction und Schreibweise[43]). — Nun aber treten a^3 a^4 a^5 mit einer Reihe gemeinsamer Lesarten hervor und den beiden ersten Drucken gegenüber. Und die Lesarten jener drei sind in unserm Texte erhalten, weil h^1, welches

[43]) Z. B. S. 96. Z. 7: „Trotz dem Teufel" statt „Trutz" in a^1; S. 92. Z. 6: „in einem Mantel gewickelt" statt einen in a^1. „Trutz" und „einen" finden wir auch in h^2, wo der Text von a^1 reproducirt ist. Vgl. Anmerkung 41.

den Text für *G* geliefert hat, aus a^5 hervorgegangen ist. An folgenden Beispielen mag man den Unterschied ermessen:

(Ausgabe letzter Hand, Bd. 10.)

a^1. a^2.	a^3. a^4. a^5.
S. 60. Ich hoffte, mein Herr, solche Herzen in Spanien zu finden, wie das Ihre ist.	Ich hoffte, mein Herr, in Spanien solche Herzen zu finden, wie das Ihre ist.
S. 72. Sie haben ein ehrliches Mädchen mit kaltem Blute beschimpft, weil Sie glauben, in einem fremden Lande sei sie ohne Beistand und Rächer.	Sie haben ein ehrliches Mädchen mit kaltem Blute beschimpft, weil Sie glaubten, in einem fremden Lande sei sie ohne Beistand und Rächer.
S. 80. Er will seine Hand nehmen, Beaumarchais zieht sie zurück.	Er will seine Hand nehmen, Beaumarchais hält sie zurück.
S. 85. — eine verdächtige Waare, die man am Ende dem Käufer doch noch nachwirft, wenn er auch schon durch die niedrigsten Gebote und jüdisches Ab- und Zulaufen bis auf's Mark gequält hat.	— eine verdächtige Waare, die man am Ende dem Käufer doch noch nachwirft, wenn er euch schon durch die niedrigsten Gebote und jüdisches Ab- und Zulaufen bis aufs Mark gequält hat.
S. 89. Sind unsere Leidenschaften, — — nicht schrecklicher und unbezwinglicher als jene Wellen —	Sind unsere Leidenschaften — — nicht schrecklicher, unbezwinglicher als jene Wellen —
S. 96. Wenn ich aufs neue ganz darin versinke.	Wenn ich aufs neue ganz drein versinke.
S. 97. — manch stolzes Haus, das die Augen über deine Abkunft zugeblickt hätte.	— manch stolzes Haus, das die Augen über deine Abkunft zugeblinkt hätte. (Eine ähnliche Variante zeigt sich in der sechsten Strophe des „Mailieds“.)
S. 97. Und glaubst du denn, dafs ich mich nicht weiter treiben, nicht auch noch mächtige Schritte thun kann?	Und glaubst du denn, dafs ich mich nicht weiter treiben, nicht auch noch mächtigere Schritte thun kann?

Aber wenn auch in manchen Stellen $a^{3,4,5}$ gemeinsame Sache gegen $a^{1,2}$ machen, so fehlt doch viel, dafs sie unter einander in allen Einzelheiten zusammenstimmen. Sie haben in Schreibweise und Interpunction ihre Besonderheiten[44]),

[44]) Will man sich von dieser bunten Verschiedenheit eine Vorstellung machen, so sehe man, wie die „unzähligen Schwierigkeiten“ auf S. 66 (unten) orthographisch behandelt sind: unzähliche Schwürigkeiten a^1, a^2 (und ebenso h^2), unzählige Schwierigkeiten a^3, unzählige Schwürigkeiten a^4, a^5 (und ebenso h^1).

schliefsen sich bald an einander an, gehen bald ihren eigenen Weg. Auch kleine Verschiedenheiten in der Lesart fehlen nicht; so steht z. B. a^3 mit einigen Lesarten ganz allein: S. 106. „Wenn ich ihn nun (nur $a^{1,2,4,5}$) peinlich anklage“; S. 120 „wem in seinem entsetzlichsten (entsetzlichen $a^{1,2,4,5}$) Schmerzen zu begegnen“. — Eine vereinzelte Stellung behauptet a^5; schon durch das äufsere Ansehen unterscheidet es sich von den übrigen — es ist enger zusammengedruckt, es zählt 96 Seiten, während die andern aus 100 Seiten bestehen. a^5 kann in manchen Beziehungen mit dem dritten Druck der zweiten Auflage des Werther verglichen werden; doch fällt der Vergleich zum entschiedenen Vortheil des letzteren aus. In a^5 erkennen wir das Walten eines Correctors, der bald eigenwillig, bald nachlässig verfährt. Und unter dem Verfahren dieses Correctors leidet der Text noch immer, da, wie ich schon ausgesprochen, a^5 die unreine Quelle von h^1 geworden ist.[45]) — Der Kenner verzeiht, dafs ich auf diese Kleinigkeiten hindeute, oder vielmehr, er wird nicht glauben, dafs ich deshalb der Verzeihung bedarf; er weifs, dafs, wenn irgendwo, gerade bei Untersuchungen dieser Art auch für das scheinbar Kleinlichste die regste Aufmerksamkeit gefordert und nicht selten in überraschender Weise belohnt wird

Blicken wir nun vergleichend auf den Text des Clavigo, wie wir ihn in *a* und *G* vor uns haben, so mufs uns schon bei flüchtiger Durchsicht ein, freilich nur geringfügiger, Unterschied ins Auge fallen. In *a* finden wir bei den Anweisungen für den Schauspieler, da wo die Worte einen selbstständigen Satz ausmachen, jedesmal das persönliche Pronomen; z. B. er schellt dem Bedienten; er umarmt den Guilbert; er fafst sie in seine Arme; — in *G* mangelt das Pronomen meist an solchen Stellen; wir finden da: schellt dem Bedienten; umarmt den Guilbert; fafst sie in seine Arme. Sollte nun Goethe, als er seine Schriften für die Gesammtausgabe von 1787 in Stand setzte, jedesmal das unschuldige er ausgemerzt haben? Und warum? wozu diese

---

[45]) Die Beweise dafür werden sogleich zum Vorschein kommen; hier sei nur bemerkt, dafs „unerachtet“ auf S. 67, Zeile 4 v. u. aus a^5 und h^1 herrührt; dort finden wir „ohnerachtet“, aber in a^1, ^{2}, ^{3}, ^{4} „ohngeachtet“. —

lächerliche Sorgfalt? — Doch nehmen wir nur h^1 zur Hand! Da sehen wir alsbald, warum das Pronomen in *G* von seinem rechtmäſsigen Platz hat weichen müssen; nicht der Dichter hat es verstoſsen, der Setzer von h^1 wollte es sich bequem machen und ersparte sich die Mühe, ein er, ein sie da hinzusetzen, wo es, seinem Stilgefühl nach, entbehrt werden konnte: Deshalb fehlt das Pronomen in *G* und in den späteren Drucken. — Dieser einfache, durch das ganze Stück sich hindurchziehende und immer von neuem hervortretende Beweis würde genügen, um meine Behauptung zu erhärten, daſs in h^1 die Quelle von *G* zu finden ist.

Aber freilich wäre damit für die Herstellung des Textes nur eine kärgliche Ausbeute gewonnen. Glücklicherweise können wir uns eines reicheren Gewinns bemächtigen.

Gleich im ersten Gespräch zwischen Clavigo und Carlos werden die vornehmsten Charakterzüge beider Freunde scharf herausgehoben: Clavigo, bei aller Energie des Geistes, bei allem Reichthum der Begabung, unbestimmt und schwankend in seinem Thun und Wollen; nicht stark genug, der Versuchung zum Unedlen, ja Verwerflichen zu widerstehen, und doch mit allen edlen Empfindungen vertraut, allen edlen Regungen zugänglich. Carlos hingegen zeigt uns die Herrschaft des reinen Weltverstandes, der durch die Mahnungen eines zarteren Gewissens sich nicht beirren läſst; er überschaut die Dinge des Lebens, wie sie sich dem scharfen äuſseren Blicke darstellen; mit ruhigem Urtheil erkennt er, was nothwendig ist, und auf dies Nothwendige dringt er mit rücksichtsloser Entschiedenheit. Auch in seiner Sprache prägt sich das Derbe, Entschiedene seines Wesens aus; selbst ein niedriges Wort verschmäht er nicht, wenn es nur klar und unzweideutig bezeichnet, was es bezeichnen soll; er liebt einen Anklang an die Sprechart des Volks; er liebt einen bildlichen Ausdruck, um seinen Gedanken zu verdeutlichen; es ist seinem Charakter gemäſs, daſs seine Rede sich überall durch eindringliche Schärfe, durch einschneidende Kraft hervorthut. Wenn Clavigo geneigt scheint, dem Verkehr mit Frauen zu entsagen, weil „man gar zu viel Zeit mit ihnen vertändelt“, spricht Carlos dagegen (S. 53): „Narre, das ist deine Schuld. Ich kann nie ohne Weiber leben, und mich hindern

sie an gar nichts. Auch sag' ich ihnen nicht so viel schöne Sachen, tröste mich nicht Monate lang an Sentiments und dergleichen; wie ich denn mit honneten Mädchen am ungernsten zu thun habe." — Was heifst hier: „sich Monate lang an Sentiments trösten"? — Mag man auch den Ausdruck „sich an etwas trösten" gelten lassen, — welchen Sinn soll man hier dem Worte „trösten" beilegen oder vielmehr aufzwingen? „Sich durch Sentiments vertrösten, hinhalten lassen"? „Sich mit Sentiments begnügen und nicht mehr verlangen"? — Wie man auch den Ausdruck hin und her wendet, es wird nicht gelingen, ihm einen klaren Sinn und vor allem eine in diesem Zusammenhange passende Bedeutung abzugewinnen; ist er auch nicht geradezu als ganz und gar unverständlich zu verdammen, so bleibt er in jedem Falle kraftlos, unbestimmt, schielend, während dem Carlos doch sonst immer das prägnante, das unfehlbar treffende Wort zu Gebote steht. — Mit weltmännischen Cynismus bekennt hier Carlos, dafs er, im Gegensatz zu Clavigo, der ein Liebesverhältnifs immer gern auf einen zarteren, geistigeren Ton stimmen möchte, die höheren Empfindungen bei solchen Verhältnissen gänzlich aus dem Spiel läfst; er geht bei jedem Liebeshandel gleich rasch aufs Ziel los; er liebt nicht die gefühlvollen Einleitungen, die spiritualistischen Präliminarien; es würde ihn viel zu viel Mühe kosten, durch allerlei sentimentales „Brimborium erst das Püppchen zu kneten und zuzurichten"; er will vielmehr alsbald „nach allen Siebensachen tappen, um die ein andrer viele Jahre schleicht." — Man fühlt, Carlos mufs hier, wenn er von jenen, ihm verhafsten empfindsamen Vorspielen redet, ein derbes, ein stark charakteristisches Wort brauchen. Und ein solches hat Goethe ihm denn auch in den Mund gelegt; Carlos spricht: „Auch sag' ich ihnen nicht so viel schöne Sachen, r ö s t e mich nicht Monate lang an Sentiments und dergleichen." — Das „tröste" verdanken wir dem Texte von h^1 [46]). Jenes glücklich wieder-

[46]) Und dieser verdankt es dem Text von a^5 (vgl. Anmerkung 45). Der Setzer glaubte den allzukühnen Ausdruck modificiren zu müssen; sein Verfahren erinnert an das ähnliche Verhalten eines seiner englischen Collegen, dem es nicht richtig dünkte, dafs Akenside das Pantheon als s e v e r e l y great bezeichnete, und dem daher die Aenderung s e r e n e l y great nöthig schien.

gewonnene Wort bedarf weder der Erklärung noch der Vertheidigung. Der begabte Schauspieler, der den Charakter des Carlos gefafst hat, wird schon wissen, mit welchem Ausdruck er das „röste“ hier vortragen, mit welcher Miene er es begleiten mufs.

S. 59. Beaumarchais, in der stürmischen Aufregung des ersten Wiedersehens, eilt auf seine Schwestern zu: „Meine Schwester! (von der ältesten weg, nach der jüngsten zustürzend) Meine Schwester! Meine Freunde! O meine Schwester!“ — In unsern Ausgaben steht: „O Schwester!“ — weil das Pronomen in *h*[1] ausgefallen ist[47]); es mufs wiederhergestellt werden.

S. 62. Clavigo erwartet mit einiger bänglichen Unruhe die Franzosen, die sich haben melden lassen: es sind Mariens Landsleute; der Gedanke an seine Untreue gegen die ehemals Geliebte steigt quälend in ihm auf; aber er will solche Gedanken verscheuchen: „Weg! — Und war ich Marien mehr schuldig als mir selbst? und ist's eine Pflicht, mich unglücklich zu machen, weil mich ein Mädchen liebt?“ — In *h*[1] zeigt war ein kleines e über dem a: wär, und daraus ist in *G* wär' geworden. „Und wär' ich Marien mehr schuldig als mir selbst?“ — „War“ ist das einzig Richtige; Clavigo schweift mit seinen Gedanken in die Vergangenheit zurück, er versetzt sich gleichsam in die Zeit, da er noch mit sich zu Rathe ging und erwog, ob er Marien treu bleiben müsse oder sie verlassen dürfe.

S. 88. Der umgestimmte Liebhaber kehrt mit reuevoller Seele zu Mariens Füfsen zurück. Mit herzbewegenden Worten erfleht er ihre Verzeihung. Er erinnert sie an die Tage, da er zuerst als armer unbedeutender Junge in Guilberts Hause mit Freundlichkeit aufgenommen worden: wenn er damals ihre Neigung gewann, so verdankte er diesen köstlichen Gewinn nicht etwa seinem Verdienst — er war dieser Neigung damals nicht würdiger, als er es jetzt ist — nein, nur durch die innere Harmonie der Naturen, durch die „geheime

---

47) Auch dieser Fehler stammt aus *a*[5]. Dagegen sind zwei andere Fehler, die *a*[5] auf derselben Seite begeht, sogar für den Setzer von *h*[1] zu stark gewesen: „ein Kind der Liebe“ statt „seiner Liebe“; „nach der jüngsten zugehend“ statt „zustürzend“.

Zuneigung des Herzens“ ward sie in seine Arme geführt, ward sie gedrungen, sich ihm zu verbinden. „Und nun —“ fährt er fort, „und nun — bin ich nicht ebenderselbe? Sind Sie nicht ebendieselbe? Warum sollt' ich nicht hoffen dürfen? Warum nicht bitten?“ — Die mit dem vorhergehenden Satze fast gleichlautenden Worte „Sind Sie nicht ebendieselbe?“ fehlen in *h*[1] und fehlen daher in unserm Texte. Es leuchtet jedem ein, wie unentbehrlich sie sind für den vollen Ausdruck der Empfindung, für die Klarheit und Vollständigkeit des vorgetragenen Gedankens. Clavigo sagt: warum solltest du mir jetzt deine Liebe nicht wieder schenken, da du sie mir doch in jenen ersten glückseligen Zeiten geschenkt hast? Unser Verhältniſs zu einander ist ja ganz dasselbe geblieben. Ich verdiene freilich deine Neigung jetzt so wenig wie damals; aber ich bin noch derselbe, der damals dein Herz zu rühren wuſste; und du bist noch dieselbe, die durch die Gewalt übereinstimmender Empfindungen zu mir hingezogen ward: warum also sollt' ich nicht hoffen dürfen, warum nicht bitten? —

S. 90. Marie hat Clavigos Namen mit dem Ton der Liebe ausgesprochen. Clavigo jubelt auf; er ist überzeugt, Mariens Neigung wieder zu besitzen. „Nein, diese innige Verwandtschaft unserer Seelen ist nicht aufgehoben; nein, sie vernehmen einander noch wie ehemals, wo kein Laut, kein Wink nöthig war, um die innersten Bewegungen sich mitzutheilen.“ — Die ausdrucksvolle Steigerung „kein Laut, kein Wink“ suchen wir vergebens in unseren Texten: denn „kein Laut“ ist in *h*[1] ausgefallen. Wer mit dem Charakter sinnlich lebendiger Rede vertraut ist, der fühlt, daſs „Laut“ durch „vernehmen“ geradezu gefordert wird.

S. 91. Beaumarchais ist hinzugekommen. Obgleich die Schwester dem Reuigen vergeben hat, kann jener, dem das Werk der Rache obliegt, sich doch nicht sogleich entschlieſsen, ihn als Bruder anzuerkennen. „Du verdienst dein Glück nicht“, ruft er ihm zu. Erst als die Verzeihung durch Sophie ausdrücklich bestätigt worden und Clavigo ihn zum zweitenmale „Mein Bruder“ angeredet hat, äuſsert er sich milder; er umarmt ihn und spricht: „Von Herzen denn. Ob ich euch schon sagen muſs: noch kann ich euer Freund nicht

sein, noch kann ich euch nicht lieben." – Die Rede geht hier, dem Gemüthszustande des Beaumarchais entsprechend, in natürlicher Steigerung vorwärts. Aber durch die Wiederholung derselben Worte liefs sich der Setzer von h^1 auch hier irre führen, und unsere Ausgaben liefern uns den verstümmelten Satz: „Ob ich euch schon sagen mufs, noch kann ich euch nicht lieben." —

S. 99. Carlos ist entschlossen, Clavigo von der unseligen Verbindung mit Marien loszureifsen. Er schildert ihm mit drastischen Mitteln den Eindruck, den die Nachricht von Clavigos Verlobung in allen Kreisen der Gesellschaft hervorbringen würde. Alle sind begierig, die Braut zu sehen. „Man fragt, guckt, man geht zu Gefallen, man wartet, man ist ungeduldig." — Warum fehlt hier an zweiter Stelle das „man"? Die natürliche Lebhaftigkeit der Rede leidet dadurch. Das Wörtchen ist aus h^1 verschwunden, und wir müssen lesen: „Man fragt, man guckt, man geht zu Gefallen, man wartet, man ist ungeduldig, erinnert sich immer des stolzen Clavigo, der sich nie öffentlich sehen liefs, ohne eine stattliche, herrliche, hochäugige Spanierin im Triumph aufzuführen, deren volle Brust, ihre glühenden Wangen, ihre heifsen Augen die Welt rings umher zu fragen schienen: Bin ich nicht meines Begleiters werth?" — „volle Brust, glühende Wangen, heifse Augen" — trägt Carlos hier die Farben nicht etwas gar zu stark auf? Er will der verkümmerten Gestalt Mariens die glanzvollen Erscheinungen der spanischen Frauenwelt entgegensetzen, in deren Kreise Clavigo doch sonst nicht ungern verweilte [48]). „Volle Brust, heifse Augen" — das sind Züge, die zu einem solchen Bilde passen; aber „glühende Wangen"? — Hier sind die Farben nicht sowohl zu stark

[48]) An der Seite einer solchen Donna hat ihn Marie erblickt: „Neulich, o neulich, als wir ihm begegneten, sein Anblick wirkte volle warme Liebe auf mich! und wie ich wieder nach Hause kam, und mir sein Betragen auffiel, und der ruhige kalte Blick, den er über mich herwarf an der Seite der glänzenden Donna"; — (S. 57) Mariens Worte bereiten uns gleichsam auf die Schilderung vor, die wir später aus Carlos Munde vernehmen. An solchen fast unmerkbaren Beziehungen, wodurch die verschiedenen Theile des Dramas, die Aeufserungen verschiedener Personen an einander geknüpft werden, an solchen kleinen vorbereitenden, verbindenden Zügen mag man die ächte Kunst des darstellenden Dichters erkennen.

aufgetragen, sie sind vielmehr falsch gewählt; sie bringen uns eine jener Personen vors Auge, mit denen man sich wenigstens nicht gern „öffentlich sehen läſst“, die man nicht im „Triumph aufzuführen“ pflegt. Nothwendig fordern die „Wangen“ ein Adjectiv, das uns den dauernden Jugendreiz vergegenwärtigt, und nicht, wie „glühende“, einen vorübergehenden Zustand andeutet. Goethes Worte sind: „deren volle Brust, ihre blühenden Wangen, ihre heiſsen Augen“ — und nun erblicken wir das glanzreiche Bild der in vollkräftiger Jugendschönheit prangenden Spanierin, vor dessen triumphirender Macht die kleine kränkelnde Französin wie in ein ärmliches Nichts zusammensinkt.

S. 100. Carlos dringt immer schärfer auf den Freund ein, er spricht von Mariens Krankheit: „Ich sagte dir's tausendmal, und — Aber ihr Liebhaber habt keine Augen, keine Nasen. Clavigo, es ist schändlich! So alles, alles zu vergessen, eine kranke Frau, die dir die Pest unter deine Nachkommenschaft bringen wird.“ — Das nachdrückliche, lebendige Dir ist in *h*' weggelassen, und wir lesen jetzt: „die die Pest“. —

S. 101. Clavigo gesteht, wie sehr ihn der Anblick Mariens ernüchtert hat, als der erste Taumel des Wiedersehens vorüber gewesen: „sieh! es war, als wenn mir in der warmen Fülle der Freuden die kalte Hand des Todes über'n Nacken führe.“ „Warmen“ fehlt in *h*', und seitdem hat durch den Ausfall dieses Adjectivs das ganze Bild seine sinnliche Kraft verloren.

S. 103. In dem Satze: „Clavigo richtet sich auf, sieht Carlos an und reicht ihm eine Hand, die Carlos mit Heftigkeit anfaſst“ — ist zu schreiben: „die Hand“; eine gehört zu den Fehlern von *h*[1].

S. 107. Endlich hat sich Clavigo durch die siegende Beredsamkeit des Carlos, durch die unwiderleglichen Gründe, mit denen er auf ihn einstürmt, gewinnen lassen. Er giebt es zu, daſs dem Beaumarchais der Proceſs gemacht werde; und als Carlos gar mit dem Vorschlage herausrückt, den abenteuernden Franzosen „kurz und gut beim Kopfe zu nehmen“, widersetzt sich Clavigo dieser gewaltsamen Maſsregel nicht allzu heftig:

Clavigo. Ich verstehe und kenne dich, dafs du Mann bist, es auszuführen.

Carlos. Nun auch! wenn ich, der ich schon fünf und zwanzig Jahre mitlaufe und dabei war, da dem Ersten unter den Menschen die Angsttropfen auf dem Gesichte standen, wenn ich so ein Possenspiel nicht entwickeln wollte." — Wer ist hier jener Erste unter den Menschen, dem Carlos die Angsttropfen auf dem Gesichte stehen sah? Darüber haben sich schon manche den Kopf zerbrochen. Meint er damit einen spanischen König, einen spanischen Staatsmann, oder sonst irgend eine weltberühmte Persönlichkeit? Aber wer unter allen historisch bekannten Zeitgenossen des Carlos dürfte auf eine so hochtönende Benennung Anspruch machen? Und ein allbekannter und allgemein anerkannter Mensch müfste es ja doch wohl sein, den Carlos, in dem die *fibre adorative*[49]) nicht eben sehr entwickelt ist, so ohne Weiteres als den Ersten unter den Menschen bezeichnet. Ein grübelnder Dramaturg hat in diesem „Ersten" keinen Geringeren als Friedrich den Grofsen entdeckt. Wir wissen, dafs Goethe seit den Tagen seiner Kindheit den preufsischen Heros bewunderte; wie, wenn er diese Gelegenheit ergriff, um ihm, der die Welt mit seinem Ruhme erfüllt hatte, durch den Mund eines Ausländers, eines Spaniers, seine Reverenz zu bezeigen? Dann könnten wir aus diesem einen Worte eine ganze Lebensgeschichte des Carlos herausspinnen. Als ein unruhig strebender Geist, der nach umfassender Kenntnifs der Welt und der menschlichen Verhältnisse dürstete, liefs er sich von der Glorie, die den deutschen Helden umstrahlte, anziehen; er verliefs sein Vaterland, trat unter die preufsischen Fahnen, und lernte den König auf den Siegesfeldern Böhmens und Schlesiens „als den Ersten unter den Menschen" kennen; er nahm aber auch an der Schlacht bei Kollin Theil, er erlebte den Ueberfall bei Hochkirchen, und da geschah es denn, dafs er jenem „Ersten" die Angsttropfen auf dem Gesichte sehen konnte. — Doch genug des Scherzes! Dies denkwürdige Beispiel mag uns lehren, zu welchen Absurditäten ein kleines unrechtmäfsiges Strichelchen Anlafs geben kann. Denn jedes

[49]) Vgl. Bd. 45, S. 308.

grübelnde Forschen nach der Persönlichkeit des „Ersten“ ist unnütz: wir haben es hier gar nicht mit einem einzelnen, bestimmten Individuum zu thun. Goethe hat geschrieben: „da den ersten unter den Menschen die Angsttropfen auf dem Gesichte stunden.“ Der dativ. sing. dem rührt aus h^1 her[50]. Nun ist die Rede des Carlos durch keine dunkle Anspielung mehr getrübt; alles ist klar und deutlich; er sagt: „Lafs mich nur machen! Ich kenne die Welt; ich habe mich in allen Kreisen des Lebens umgetrieben und umgesehen; ich habe manches Wagnifs bestanden, war bei mancher Fährlichkeit zugegen, da auch die Ersten, die Bedeutendsten, die Hervorragendsten in ängstlicher Verlegenheit standen und nicht wufsten wo aus noch ein; — und ich sollte nun einen solchen leichten Handel nicht zu Ende führen, den französischen Strudelkopf nicht zur Ruhe bringen können!“ — Friedrich der Grofse aber wird für immer aus dem Kreise dieses Dramas zu verabschieden sein.

Bisher hatten wir den Setzer von h^1 meist wegen Auslassung unentbehrlicher Wörter anzuklagen; zweimal ist er aber auch so grofsmüthig gewesen, dem Texte ein Wörtchen hinzuzufügen. Auf Seite 111 mufs aus der Rede der Marie: „Nein, nein. Ach ich sehe dein Angesicht nur wenige Zeit“ u. s. w. das hier störende, nichtssagende Ach entfernt werden; und ebenso mufs aus den Worten des Clavigo auf S. 120 „Ha! wem, wem wag ich's unters Gesicht zu treten?“ das zwecklos wiederholte wem verschwinden.

S. 122. Der sterbende Clavigo denkt vor allem an die Rettung des unbesonnenen Rächers, der ihm den Todesstofs gegeben. „Rette dich, Unbesonnener! rette dich, eh der Tag anbricht.. Gott, der dich zum Rächer sandte, begleite dich“.

---

[50]) In allen fünf Drucken der Originalausgabe finden wir ein deutliches den, und ebenso in h^2; dagegen ist ausnahmsweise hier in h^3 der Fehler von h^1 wiederholt. Ein vielleicht noch bedenklicheres dem hatte sich in den Abdruck der Iphigenie eingeschlichen, der zur Feier des 7. November 1825 veranstaltet wurde: da las man im ersten Monolog:

Denn ach! mich trennt das Meer von dem Geliebten.

Zelter (an Goethe 4. September 1831) sagt ganz richtig, dafs dieser eine Buchstabe dem Dichterwerke von vorn herein eine verkehrte Gestalt giebt. In demselben Briefe berichtet er über einen lustigen Lesefehler im Werther.

— Clavigo wird aber wohl dem Unglücklichen nicht die Begleitung, sondern die Leitung Gottes wünschen. Goethe hat geschrieben: „Gott, der dich zum Rächer sandte, geleite dich".

Eine eigenthümliche Schwierigkeit begegnet uns auf S. 116. Clavigos Verrätherei ist offenbar geworden; Beaumarchais rast, und die Ausbrüche seiner Wuth beschleunigen den Tod der Schwester, die durch die Kunde von der abermaligen Untreue des Geliebten ins Herz getroffen worden. Beaumarchais, seiner selbst nicht mächtig, dringt in Buenco, ihm den Aufenthaltsort Clavigos anzugeben: „Ich bitte dich fufsfällig, sag' mir's.

Sophie. Um Gottes willen, Buenco!

Marie. Ach! Luft! Luft! (Sie fällt zurück). Clavigo!

Sophie. Hülfe, sie stirbt!

Marie. Verlafs uns nicht, Gott im Himmel! — Fort, mein Bruder, fort!"

Die Worte: „Verlafs uns nicht, Gott im Himmel!" wollen im Munde der sterbenden, schon der Erde entrückten Marie nicht recht passen; und auch dafs sie mit ihrem letzten Hauche den Bruder zur Flucht antreibt, klingt nicht natürlich. Aber passend oder nicht passend, natürlich oder nicht natürlich — kann denn Marie hier überhaupt noch irgend etwas sprechen? Offenbar ist sie mit dem Ruf: „Luft! Luft! — Clavigo!" todt zurückgesunken; und mit dieser Annahme stimmen durchaus die Worte des Dichters, die wir gleich nach jenem: „Fort, mein Bruder, fort!" im Texte finden:

„Beaumarchais (fällt vor Marien nieder, die ungeachtet aller Hülfe nicht wieder zu sich selbst kommt). Dich verlassen! dich verlassen!

„Die ungeachtet aller Hülfe nicht wieder zu sich selbst kommt" — unmöglich also kann sie noch in diesem selben Augenblick mit vollem Bewufstsein zwei Sätze vorgetragen haben. Mit dem Namen des Geliebten auf ihren Lippen sank sie zurück; man bemühte sich hülfreich um sie, aber umsonst! das Leben war entflohen. Dafs sie den Namen des Geliebten wirklich mit ihrem letzten Hauche genannt hat, wird uns im fünften Akt durch Sophie bestätigt. Clavigo fragt: „Wie starb sie?" Sophie: Ihr letztes Wort war dein unglücklicher Name! Sie schied weg ohne Abschied von

uns. — Es ist somit unzweifelhaft, daſs Marie mit dem Rufe: „Clavigo!“ verscheidet; die Todte kann also nicht hernach Gott im Himmel anflehen und den Bruder zur Flucht drängen. Der Text ist hier in Verwirrung gerathen; wir müssen die Ordnung herstellen.

Blicken wir in die Originalausgabe! Wird hier Marie gezwungen, nach ihrem Hinscheiden noch mehre Worte vorzutragen? Nein, hier hören wir die todte Marie nicht mehr sprechen; sie fällt mit dem Ausruf „Clavigo!“ zurück und bleibt todt. Jener Zwang wird ihr nur in h^1 angethan; aus h^1 stammt die widersinnige Anordnung, welche der Todten noch zu reden befiehlt.

Wie sind aber in der Originalausgabe die Worte unter die lebendigen Personen vertheilt?

„Marie. Ach! Luft! Luft! (sie fällt zurück) Clavigo! —
Sophie. Hülfe! sie stirbt!
Buenco. Verlaſs uns nicht, Gott im Himmel! — Fort, mein Bruder, fort!
Beaumarchais (fällt für Marien nieder, die ohngeachtet“ u. s. w.)

Auch zu dieser Anordnung müssen wir bedenklich den Kopf schütteln. Der einfache, kräftige, männlich gefaſste Buenco, der herbeigeeilt ist, um den Beaumarchais in Sicherheit zu bringen, er, der einzige Besonnene unter diesen von Schmerz und Leidenschaft wild aufgeregten Menschen, der alles Unglück vorhergesehen und vorherverkündet hat, er sollte sich jetzt in diesem drängenden Augenblick in solchen Ausrufungen ergehen: „Verlaſs uns nicht!“ u. s. w. Und wie kommt er dazu, den Beaumarchais plötzlich als „Bruder“ anzureden. Eben als er eilig ins Zimmer trat, sagte er noch: „Auf, Herr! fort! — man stellt euch nach, ihr seid verloren“ — und wenn er ihn am Schluſs des Aktes mit sich fortzieht, sagt er wieder: „Kommen Sie mit mir, ich verberge Sie“ u. s. w. Buenco kann also diese Worte so wenig wie die todte Marie sprechen. Hier tritt demnach der Fall ein, daſs schon die Originalausgabe an einem Versehen leidet und zwar an einem so auffälligen, daſs es nicht wohl unbemerkt bleiben konnte. Man fühlte, daſs die Worte: „Verlaſs uns nicht, Gott im Himmel!“ nur in einem weiblichen Munde passend

seien; man erkannte, dafs der Ruf: „Fort, mein Bruder, fort!“ von einer der Schwestern ausgehen müsse. Man entschlofs sich daher kurz und gut, und legte, bedachtlos genug, die Worte der Marie in den Mund, über deren schon erfolgten Tod man nicht ins Klare gekommen war[51]). Und so entstand die Anordnung in *h*¹, die bis jetzt unangefochten geblieben ist, die aber die Verworrenheit nur vermehrte und die, nach meiner Auseinandersetzung, von jedem als unhaltbar erkannt werden mufs.

Blicken wir also, unbeirrt durch die Lesart des Nachdrucks, noch einmal in die Originalausgabe, und gleich zeigt sich ein eben so einfaches, wie sicheres Heilmittel: statt Sophie ist Buenco, statt Buenco ist Sophie zu setzen. Die Namen, die wir in der Originalausgabe finden, sind die richtigen, sie sind nur an eine unrichtige Stelle gerathen. Fortan ist der Text in folgender Weise zu ordnen:

Marie. Ach! Luft! Luft! (sie fällt zurück) Clavigo! —

Buenco. Hülfe! sie stirbt!

Sophie. Verlafs uns nicht, Gott im Himmel! — Fort, mein Bruder, fort!

Unstreitig ist hiermit das Aechte und Ursprüngliche hergestellt, das schon so früh, vielleicht schon gar im Manuscripte des Dichters, getrübt worden[52]). Goethe mufste so schreiben

---

[51]) Und wahrscheinlich glaubte man sich zu dieser Verbesserung um so mehr berechtigt, weil man annahm, dafs Beaumarchais mit dem Ausruf: „Dich verlassen! dich verlassen!“ unmittelbar der Marie selbst antwortet

[52]) Dies ist nicht die einzige Stelle in Goethes Schauspielen, wo der Name einer Person unrichtig gesetzt ist; erst in diesen Tagen habe ich ein ähnliches Versehen in den Mitschuldigen entdeckt: es findet sich in der letzten Scene, kurz vor dem Schlufs, da eben die verworrenen Verhältnisse entwickelt werden (Bd. 7, 113):

Alcest.
Mein Herr! ich bitte nur Geduld!
Sophie war im Verdacht, doch nicht mit ihrer Schuld.
Sie kam, besuchte mich. Der Schritt war wohl verwegen;
Doch ihre Tugend darf's —
Zu Söllern.
Sie waren ja zugegen!
Sophie erstaunt.
Wir wufsten nichts davon, vertraulich schwieg die Nacht,
Die Tugend —

wollen, wenn er auch etwa aus Versehen nicht so geschrieben hat. Man vergegenwärtige sich die Situation! — Beaumarchais will mit Gewalt von Buenco erfahren, wo Clavigo zu finden ist. Sophie warnt Buenco, dem Verlangen des Rasenden nachzugeben: „Um Gotteswillen, Buenco!“ Inzwischen sinkt Marie mit mattem Ausruf todt zurück. Wie natürlich ist es, dafs Buenco, dem die geliebte Marie vor allem am Herzen liegt, das Hinsinken der Sterbenden zuerst bemerkt. Er ruft: „Hülfe, sie stirbt!“ und eilt auf sie zu. Sophie, deren ängstliche Aufmerksamkeit in diesem Momente mehr auf den Bruder gerichtet ist, wird den Zustand der Schwester erst gewahr, nachdem sie Buencos Rufe vernommen hat; sie stürzt ihr zu Hülfe und fleht: „Verlafs uns nicht, Gott im Himmel!“ Sie bleibt aber ihrem Charakter ganz getreu, indem sie auch jetzt noch ihre liebevolle Sorgfalt zwischen der abgeschiedenen Schwester und dem so ernstlich bedrohten Bruder theilt; sie drängt diesen zur rettenden Flucht: „Fort, mein Bruder, fort!“ Und Beaumarchais antwortet dieser Aufforderung, indem er, leidenschaftlich verzweifelnd, vor der todten Schwester niederstürzt und an ihr hinaufruft: „Dich verlassen! dich verlassen!“ — Hier wirkt alles zusammen, um uns die Situation eben so deutlich wie

---

Söller.

Ja, sie hat mir ziemlich warm gemacht.

So lesen wir in der ersten Ausgabe („Schriften“ 1787, 3, 363), und so ist es richtig: die ganze Rede bis zu Söllers Worten gehört dem Alcest. Aber in der folgenden Ausgabe ward sie ihm nicht ganz gelassen; es ward gedruckt:

Sophie (erstaunt).

Wir wufsten nichts davon, vertraulich schwieg die Nacht,
Die Tugend —

Man müfste sich die ganze Scene, ja das ganze Stück im Zusammenhange vergegenwärtigen, um zu erkennen, wie abgeschmackt es ist, dafs Sophie hier das Wort ergreift, und dafs sie diese Worte spricht. Sie erfährt jetzt plötzlich, dafs Söller sie bei dem nächtlichen Rendez-vous behorcht hat, und sie mufs daher nach der Vorschrift des Dichters ihr Erstaunen ausdrücken. Sie ist in diesem Augenblick gar nicht gefafst genug, um gleich das Wort zu nehmen; wollte aber der Dichter es ihr dennoch ertheilen, so mufste er ihr wahrlich ganz andere Aeufserungen in den Mund legen. — Ich möchte wohl wissen, wie eine Darstellerin der Sophie es anfangen wollte, diese Worte in dieser Situation auf natürliche Weise vorzubringen.

lebendig vor's Auge zu bringen; die Charaktere bleiben übereinstimmend mit sich selbst, und auch in diesen kurzen Reden, in diesen knappen Aeufserungen offenbart sich die lebensvolle Kraft des Dichters. —

Alle bisher dargelegten Fehler sind durch den Himburgischen Nachdruck über den Text ausgesäet worden. Sie sind so zahlreich, so beträchtlich, dafs man wünschen mufs, die folgenden Ausgaben möchten sich bescheiden verhalten und den vorhandenen Vorrath nicht überflüssiger Weise vermehrt haben. Aber dieser gerechte Wunsch ist uns nicht gewährt worden; das Maafs war noch nicht voll; jede der späteren Ausgaben trug ihr Scherflein bei zur ferneren Verderbnifs des schon so übel heimgesuchten Textes.

Zuerst macht sich der schlimme Einflufs der vierbändigen Göschenschen Sammlung (*F*) auf eine recht empfindliche Weise bemerkbar.

Mit Recht bewundert man den Monolog des von Beaumarchais überraschten und überwältigten Clavigo (im zweiten Act, S. 73). Der Ungetreue sieht sich in eine furchtbare Enge getrieben, aus der kein Ausweg möglich scheint. Aber es ist nicht blofs Beschämung, was ihn peinigt; nicht blofs die Macht des entschlossenen, mit einer so gerechten Sache bewaffneten Gegners drückt ihn nieder; nein, er wird zugleich gequält von dem Gefühl seines Unrechts, das in ihm lebendig geworden; die Donnerrede des Beaumarchais hat seine schlummernden guten Geister wachgerufen; Mariens rührendes Bild bewegt sich vor seiner leicht erregbaren Phantasie; er ist, in diesem Augenblick wenigstens, entschieden und bereit, alles wieder gut zu machen, was er verbrochen; er ist bereit, „seine Schuld auszutilgen und das Unglück zu endigen". Und diese wichtige, für den ganzen Verlauf des Dramas so folgenreiche Gemüthsumstimmung des Clavigo mufs dem Zuschauer in den wenigen Worten eines kurzen Monologs verständlich gemacht werden. Goethe verfährt hier mit wahrhaft künstlerischer Oekonomie; jedes Wort ist weise abgewogen; jede leichte Wendung des Selbstgesprächs mufs uns tiefer in das Gemüthsleben Clavigos einführen. Der Schauspieler hat seine ganze Kraft zusammenzunehmen, wenn er hier nicht allzuweit hinter dem Dichter zurückbleiben will.

Diesem Monolog nun hat *F* einen ganzen Satz entwendet. — „Luft! Luft! — Das hat dich überrascht, angepackt wie einen Knaben — Wo bist du, Clavigo? Wie willst du das enden? — Ein schrecklicher Zustand, in den dich deine Thorheit, deine Verrätherei gestürzt hat!“ — Der Dichter läſst den Rathlosen mit sehr natürlicher Steigerung sagen: „Wo bist du, Clavigo? Wie willst du das enden? — Wie kannst du das enden? — Ein schrecklicher Zustand“ u. s. w. In den beiden Fragen malt sich gewissermaſsen die ganze Hoffnungslosigkeit des schmählichen Zustandes.

Dem vierbändigen Göschen schlieſst sich die erste Cottasche Ausgabe der Werke von 1806 an; ich bezeichne sie mit *C*. — Von dem Verhalten des *C* läſst sich leider auch nur Schlimmes berichten.

S. 86. In Guilberts Hause beräth man sich, ob der reuige Clavigo wieder aufzunehmen oder abzuweisen sei. Der umsichtige Guilbert räth zu freundlicher Aufnahme. „Ich ehre die unternehmende Seele unseres Bruders, ich habe im Stillen seinem Heldenmuth zugesehen“ — „einem Heldenmuth zusehen“ ist eine Phrase, die auch einem geringeren Autor als Goethe kaum zuzutrauen wäre. — Wie malerisch schön hat der Dichter geschrieben: „Ich habe im Stillen seinem Heldengange zugesehen.“ Der Setzer in *C* hat, wie es oft genug vorkommt, das geläufigere Wort anstatt des ungewöhnlicheren in den Text gebracht.

S. 87. Guilbert läſst es sich ferner angelegen sein, die in ihrem Herzen schon willige Marie zu Gunsten Clavigos zu bereden. „Clavigo kann das Papier nicht auskommen lassen. Verwirfst du seinen Antrag und er ist ein Mann von Ehre, so geht er deinem Bruder entgegen und einer von beiden bleibt; und dein Bruder sterbe oder siege, er ist verloren.“ — In *C* ist das natürlich abschlieſsende und, das für den lebendigen Zusammenhang der ganzen Darstellung so nöthig ist, ausgefallen; wir lesen dort: „dein Bruder sterbe oder siege, er ist verloren.“

Verschiedene Male hat *C* mit sträflicher Nachlässigkeit die statt diese gesetzt und dadurch die Deutlichkeit oder die nachdrückliche Kraft der Rede beeinträchtigt. — S. 88. „Und habe ich weniger auf einem stürmischen Meere die

Zeit geschwebet?“ Wir müssen schreiben: „diese Zeit“. — S. 102. Carlos sagt zu dem verzweifelnden Freunde, der im Ausbruch der heftigsten Beängstigung mit einem Strom von Thränen ihm um den Hals fällt: „Armer! Elender! Ich hoffte, diese jugendlichen Rasereien, die stürmenden Thränen, diese versinkende Wehmuth sollte vorüber sein.“ — Wer sieht nicht, daſs hier zu lesen ist: „diese stürmenden Thränen“.

Den schlimmsten Stoſs hat aber C einer prächtigen Stelle im vierten Acte versetzt.

S. 104. Mit aller Macht seiner inhaltvollen Beredsamkeit bestürmt Carlos den Freund; er ruft ihn auf, sich muthig zu einem festen Entschlusse zu waffnen. Er sagt ihm: „Es ist nichts erbärmlicher in der Welt, als ein unentschlossener Mensch; entschlieſse dich! zeige dich als einen Mann! Zwischen zwei Entschlüssen hast du zu wählen: entweder du verfolgst deine groſsen Plane und überläſst Marien ihrem Schicksal; oder du läſst deine Plane fahren und suchst dein Glück an Mariens Seite in einem einfachen bürgerlichen Leben. Welcher von beiden Entschlüssen der würdigere, der empfehlenswerthere sei, das will ich hier gar nicht auseinandersetzen; ich dringe jetzt nur darauf, daſs du diesem unmännlichen Schwanken ein Ende machst, daſs du mit männlicher Entschiedenheit einen von beiden ergreifst. Achtest du es für deine Pflicht, das Glück deines Lebens deinen Worten aufzuopfern, hast du die Kraft, allen lockenden, verführerischen Aussichten auf ein groſses bedeutendes Dasein den Rücken zu kehren, — nun gut, so gieb Marien deine Hand und wirf alles andere bei Seite!“ Und er endet seine Rede mit den Worten: „Entschlieſse dich, so will ich sagen, du bist ein guter Kerl“ — Ein guter Kerl? Es handelt sich hier ja nicht um die Güte[53]), sondern um die männliche Tüchtigkeit, um die männliche Entschlossenheit des Kerls. Carlos will hier ja nur das eine durchsetzen, daſs Clavigo sich mit kräftiger Entschiedenheit ein bestimmtes Lebensziel wählt, und, ohne unsicher rechts und links zu sehen, seinen Lebensweg dahin lenkt. Auf dies eine dringt

[53]) Vorher freilich konnte Carlos sagen: „Handle als ein ehrlicher Kerl, der das Glück seines Lebens seinen Worten aufopfert“, u. s. w.

er, auf dies eine will er wenigstens einzig und allein zu dringen scheinen. Seiner ganzen Rede fehlt die Spitze, wenn uns am Schlufs der eindringlichen Worte ein guter Kerl entgegenschwankt; wir erwarten hier keinen guten, wir erwarten hier vielmehr einen ganzen Kerl zu finden; und den finden wir auch; denn Goethe hat geschrieben: „Entschliefse dich, so will ich sagen, du bist ein ganzer Kerl“. — Dafs Goethe dies geschrieben, dafs er nichts anders schreiben und am wenigsten das Adjectiv guter eigenhändig in den Text setzen konnte, das geht nicht nur aus dem ganzen klaren Inhalt der Reden des Carlos unwidersprechlich hervor: es wird sogar durch die gleich darauf folgenden Worte noch auf das nachdrücklichste auch äufserlich bestätigt. Denn Carlos fährt fort: Kannst du aber dem Glück und der Gröfse, die dich erwarten, nicht entsagen, nun wohl, so bleibe deinen Planen getreu! „Aber auch da, Clavigo, sei ein ganzer Kerl, und mache deinen Weg stracks, ohne rechts und links zu sehen.“ — Jedes weitere Wort zur Vertheidigung des ganzen Kerls wäre unnütz; er mag nun für sich selbst sprechen und handeln; und ich hoffe, er ist Manns genug, sich nicht wieder aus dem Text hinauswerfen zu lassen.

Dem schlimmen Beispiel, das in den vorhergehenden Drucken aufgestellt war, ist die zweite Cottasche Ausgabe von 1820 — ich gebe ihr das Zeichen *D* — nur allzu treulich gefolgt[54]). Von den Fehlern, die sie in den Text hin-

[54]) Sie ist in der That von allen Ausgaben Goethes die am meisten verwahrloste. — Wenn man, wie ich, mit den verschiedenen Editionen so lange und anhaltend verkehrt, wenn man von dem Verhältnifs, in dem sie untereinander stehen, sich ein deutliches Bild gemacht hat und mit den charakteristischen Eigenschaften einer jeden allmählich genau vertraut wird, so gewöhnt man sich unwillkürlich, diese verschiedenen Ausgaben als bestimmte Individuen anzusehen und zu behandeln; wenigstens pflegen die Setzer und Correctoren, die bei dem Druck beschäftigt waren, vor unsern Augen Gestalt und Physiognomie anzunehmen. Und so mufs ich gegen den Corrector von *D* nicht allein den Vorwurf unglaublicher Nachlässigkeit erheben; ich wage auch zu behaupten, dafs die Natur ihm ein ganz ungewöhnliches Maafs von Pedanterie zu seinem Antheil vergönnt hat. Nicht blofs der specielle Sprachgebrauch Goethes ist ihm fremd; er weifs auch nichts von den Vorrechten der poetisch belebten Rede, oder er hat wenigstens keinen Respect vor ihnen. Er scheint sich die stilistischen Grundsätze des Gesandten an-

eingetragen hat, sind manche beseitigt worden; andre haben noch nicht weichen wollen.

Wenn auf S. 58 in den Worten Mariens: „Wir sind übel dran! Vaudevilles, unsere Liebhaber zu unterhalten, Fächer, sie zu strafen, und wenn sie untreu sind? — der Corrector von *D* „bestrafen" statt „strafen" setzt, so mag man ihm das als eine geringfügige Störung des prosaischen Numerus hingehen lassen. Bedenklicher schon ist seine Feindschaft gegen das unschuldige Wörtchen so, das nur selten seiner schweren Hand entrinnen kann. Mit lebendig traulichem Ausdruck sagt Sophie zur Schwester, indem sie von Clavigo sprechen: „Schwester! es ist so was Bezauberndes in seinem Anblick, in dem Ton seiner Stimme". Hier lautete das so dem Ohr des Correctors wohl zu plebejisch, und in unsern Ausgaben steht daher: „es ist was Bezauberndes in seinem Anblick" (S. 83). — Ja, das Wörtchen wird selbst dann von seinem Platze vertrieben, wenn es das Verständnifs des Satzes in wesentlicher Weise fördert, wie auf S. 77. Clavigo sucht von Beaumarchais mildere Bedingungen zu erhalten; er bittet ihn, bis zur Rückkehr von Aranjuez die schimpfliche Erklärung in seinem Portefeuille zn behalten; „hab' ich meine Vergebung nicht, so lassen Sie Ihrer Rache vollen Lauf. Dieser Vorschlag ist gerecht, anständig, klug, und wenn Sie nicht wollen, so sei's denn

---

geeignet zu haben, über den Werther im Briefe vom 24. December so bittere Klage führt. Wenn Werther schreibt S. 180: „Dieser Arm hat sie umfafst, diese Lippen auf ihren Lippen gezittert, dieser Mund an dem ihrigen gestammelt" — so nimmt der Pedant Anstofs daran, dafs hat auch für den Plural „Lippen" gelten soll, und er verbessert: „Dieser Arm hat sie umfafst, diese Lippen haben auf ihren Lippen gezittert, dieser Mund hat an dem ihrigen gestammelt". — Man weifs, wie gern Goethe, gleich Lessing, das Hilfsverbum ausläfst, wenn es durch das Bedürfnifs der Deutlichkeit nicht unumgänglich gefordert wird. Aber der Corrector gestattet ihm solche Licenz nicht und ist oft genug durch seinen Eifer angetrieben worden, ein „hat" oder „hatte" einzuflicken. — Wenn jener Gesandte „ein Todfeind von allen Inversionen" war, so ist dieser Corrector ein Todfeind von allen Ellipsen. Werther schreibt S. 55: „Kein Wort von der alten Zauberkraft der Musik ist mir unwahrscheinlich, wie mich der einfache Gesang angreift". — Der Corrector wufste nicht, wie er sich diesen Satz deuten sollte und zerlegte ihn daher in zwei Sätze: „Kein Wort von der alten Zauberkraft der Musik ist mir unwahrscheinlich. Wie mich der einfache Gesang angreift!"

unter uns beiden um Leben und Tod gespielt". — „Und wenn Sie so nicht wollen" schrieb Goethe, eben wie er auch im Egmont (8, 185) die Regentin zu Machiavell sagen läfst: „Wenn du so willst, so thät es noth" u. s. w. — Der Corrector wollte vielleicht, unnöthiger Weise, die mehrfache Wiederholung des Wörtchens vermeiden. —

S. 87. Dem Buenco, der für die Abweisung des reuig wiederkehrenden Clavigo stimmt, ruft Guilbert warnend zu: „Ha! Buenco, bist du so jung? Ein Hofmann sollte keine Meuchelmörder im Sold haben?" — Der Corrector glaubt, dafs mehrere Meuchelmörder im Solde selbst eines spanischen Hofmanns zu viel seien; er meint, er könne an einem genug haben, und schreibt daher: „keinen Meuchelmörder".

Endlich hat die grofse Scene des vierten Acts zwischen Carlos und Clavigo[55]), die schon so manchen Stofs erdulden mufste, auch noch in *D* einen kleinen Schaden davongetragen. Er trifft dieselbe Stelle, die wir schon früher aus anderm Anlafs besprochen haben. Carlos redet S. 100 von einer jener schönen Spanierinnen, die Clavigo sonst im Triumph öffentlich aufzuführen pflegte; er nennt sie „eine stattliche, herrliche, hochäugige Spanierin"; von diesen drei Adjectiven ist das erste, das gleiche Endsylben mit dem zweiten hat, in *D* ausgefallen. Carlos giebt der stolz einherschreitenden Spanierin drei Adjective „stattlich, herrlich, hochäugig"; und eben so stattet er hernach die Französin mit drei Beiwörtern aus, die jenen ersten gegensätzlich entsprechen: „kommt angezogen mit seiner trippelnden, kleinen, hohläugigen Französin". —

Und nun haben wir mit ausdauernder Geduld den Text des Clavigo durch die verschlungenen Pfade der Verderbnifs hindurchbegleitet. Gewifs ist es mir in nicht allzu ferner Frist vergönnt, dies Meisterwerk unter den Bühnenstücken des Dichters in einer kritischen Ausgabe zu seiner ächten ursprünglichen Gestalt zurückzuführen und so vor jeder fernern Verletzung sicher zu stellen.

[55]) Die Lesart: „Die im Stande sind sich ihr eigen Glück zu schaffen und Freude den Ihrigen" — tritt zuerst in *D* auf. Früher las man: „sich ihr eigen Glück und die Freuden der Ihrigen zu machen."

Dritter Abschnitt.

Bisher ist an einer reichen Fülle von Beispielen dargethan worden, wie viel wir durch eine consequente und methodische Benutzung der ersten Ausgaben für die Herstellung des Goetheschen Textes leisten und gewinnen können. Bei jenen Jugendwerken, die in der Sammlung der Schriften von 1787 vereinigt wurden, fanden wir den Weg zu den authentischen Originalen uns gleichsam versperrt; wir mufsten erst mit vielfacher Mühe den Pfad ausfindig und gangbar machen, der uns endlich noch zu ihnen glücklich hinführte. Aber bei den späteren Werken sind uns solche Hindernisse nicht bereitet: der Weg zu den Originalausgaben liegt hier frei und offen da und kaum möchte man daran zweifeln, dafs er von denen, die ihre Studien dem Dichter gewidmet, nicht schon oft, umsichtig und gewissenhaft, sei durchmessen worden.

Nichtsdestoweniger wäre ein solcher Zweifel nur allzu gerechtfertigt. Allerdings sind auch die späteren Werke nicht mit der erforderlichen kritischen Sorgfalt auf die Originalausgaben zurückgeführt worden; allerdings sind auch sie durch Schäden entstellt, für welche in den Originalausgaben Heilung bereitet ist.

Einem hoch aufgehäuften kritischen Material könnte ich, zur Stütze dieser Behauptung, die manigfachsten Beweise entnehmen. Doch will ich für diesmal nur mit sparsamer Hand aus diesem reich angesammelten Vorrath schöpfen. Wenige Stellen aus einigen der bedeutendsten Werke mögen für meine Behauptung ein bekräftigendes Zeugnifs ablegen. —

Die natürliche Tochter 2, 3 (9, 290).

Eugenie, über sich selbst erhoben durch die Hoffnung, als rechtmäfsige Tochter des Herzogs von ihrem Könige bald öffentlich anerkannt zu werden, wünscht allein zu sein mit ihren Gefühlen; sie wünscht, das dem Könige gewidmete Gedicht, in welchem diese Gefühle zum Ausdruck kommen sollen, in ungestörter Einsamkeit dem Papier anzuvertrauen. Die Hofmeisterin, bekannt mit dem unabwendbar drohenden Unheil, sucht vergeblich mit dunklen Warnungsworten die hoch erregte Stimmung ihres Gemüths zu dämpfen; sie verlangt, dafs Eugenie sich ihr mit rückhaltsloser Hingebung eröffne:

Hofmeisterin.
Ach aus dem Glück entwickelt oft sich Schmerz.

Eugenie.
Sprich böser Vorbedeutung Wort nicht aus,
Und schrecke mich der Sorge nicht entgegen!

Hofmeisterin.
O! möchtest du mir alles gleich vertrauen!

Eugenie.
Vor allen Menschen dir zuerst. Nur jetzt,
Geliebte, lafs mich nur. Ich mufs allein
Ins eigene Gefühl mich finden lernen.

„Nur jetzt, lafs mich nur“ wird man, mögen wir noch so milde urtheilen, doch in jedem Fall als eine nachlässige Sprechweise bezeichnen müssen. Was soll das wiederholte „nur?“ Was können überhaupt die Worte „lafs mich nur“ sagen wollen? — Eugenie will sagen: lafs mich jetzt allein! — Aber das ist matt, ja platt ausgedrückt. Und ein solcher Ausdruck begegnet in der natürlichen Tochter, einem Werke, dessen Sprache wie mit einer Art von Ciselirkunst bis in die unscheinbarsten Theile hinein auf das schärfste ausgearbeitet ist? — Nein, Goethe leiht seiner Eugenie ein eben so prägnantes, wie edles Wort:

Von (vor rührt aus *D* her) allen Menschen dir zuerst. Nur jetzt,
Geliebte, lafs mich mir. Ich mufs allein
Ins eigene Gefühl mich finden lernen.

Die Verwechselung zwischen mir und nur ist häufig geschehen, selten aber wohl zu gröfserem Nachtheil des Textes.

Elpenor 2, 1. (10, 37).

Polymetis geht, schwankenden Gemüths, mit sich zu

Rathe, ob er das schreckliche Geheimnifs, das er schon so lange mit sich herumträgt, jetzt, im entscheidenden Momente, preisgeben soll.

„Entdeck' ich es, bin ich ein doppelter Verräther,
Entdeck' ich's nicht, so siegt der schändlichste Verrrath.
Gesellin meines ganzen Lebens,
Verschwiegene Verstellung,
Willst du den sanften, den gewalt'gen Finger
Im Augenblicke mir vom Munde heben?
Soll ein Geheimnifs, das ich nun so lange,
Wie Philoktet den alten Schaden,
Als einen schmerzbeladenen Feind ernähre,
Soll es ein Fremdling meinem Herzen werden?"

„Als einen schmerzbeladenen Feind ernähre?" Nichtdoch! Der schlimme Polymetis müfste wahrlich von überchristlicher Gesinnung durchdrungen sein, wenn ihm die Ernährung eines schmerzbeladenen Feindes etwas so Natürliches wäre, dafs er davon eine bildliche Anwendung macht. Und überdies verlangt das Wort „Fremdling" in der letzten Zeile offenbar einen entschiedenen Gegensatz in der vorhergehenden. Der erste Druck in *C* giebt das Richtige:

„Als einen schmerzbeladenen Freund ernähre,
Soll es ein Fremling meinem Herzen werden".

Ein ähnliches Bild finden wir im Tasso 4, 2 (9, 201). Dort sagt Leonore dem selbstquälerischen Dichter:

So lange hegst du schon Verdrufs und Sorge,
Wie ein geliebtes Kind, an deiner Brust.

Der Corrector von D, dessen Sinnesart ich oben hinlänglich charakterisirt habe, fand es unbegreiflich, dafs Polymetis das schreckliche Geheimnifs, das auf seinem Gewissen lastet, einen „Freund" nennt; er glaubte, hier sei nur das Wort „Feind" am Platze, und änderte demnach den Text mit derselben Keckheit, mit welcher er in dem Gedicht „Harzreise im Winter" die ihm unverständlichen „Reichen" in „Reiher" verwandelt hatte[56].

[56]) Als Goethe den Commentar zur Harzreise schrieb (45, 315 fgg.), war er einigermafsen verwundert, in seinem Gedichte den ganz unerwarteten Reihern zu begegnen. „Wahrscheinlich", sagt er, „ist ein wundersamer Druckfehler daher entstanden, dafs Setzer oder Corrector die Reichen, die ihm keinen Sinn zu geben schienen, in Reiher verwandelte, welche doch auf einiges Verhälnifs zu den Rohrsperlingen hindeuten möchten".

Durch Schuld desselben Correctors haben auch folgende Zeilen im zweiten Monolog des Polymetis eine Verletzung erhalten. — Die im ersten Monolog begonnene Selbstberathung wird fortgesetzt (S. 46).

„Du schöner muntrer Knabe, sollst du leben?
Soll ich das Ungeheur, das dich zerreifsen kann,
In seinen Klüften angeschlossen halten?
Die Königin soll erfahren,
Welch schwarze That dein Vater gegen sie verübt?"

Wir müssen der ersten Ausgabe folgen und schreiben:

„Die Königin, soll sie erfahren," —

In den Worten drückt sich die prüfende Ueberlegung charakteristisch aus; die Zeile entspricht in ihrem Bau der ersten:

„Du schöner muntrer Knabe, sollst du leben?" —

Wilhelm Meisters Lehrjahre, 4, 6 (19, 45).

Die Amazone bedeckt mit ihrem Ueberrock den verwundet daliegenden Wilhelm. „Sie trat näher herzu, und legte den Rock sanft über ihn". — „sanft über ihn hin" sind Goethes Worte; „hin", dem vorhergehenden „ihn" nur allzu ähnlich, ist erst in der Ausgabe letzter Hand von seinem Platze gewichen.

7, 6. (20, 45).

Therese tritt, als Jägerbursche gekleidet, in Wilhelms Zimmer. „Verzeichen Sie mir diese Maskerade, fing sie an, denn leider ist es jetzt nur Maskerade. Doch da ich Ihnen einmal von der Zeit erzählen soll, in der ich mich so gerne in dieser Welt sah, will ich mir auch jene Tage auf alle Weise vergegenwärtigen. Kommen Sie! selbst der Platz, an dem wir so oft von unsern Jagden und Spaziergängen ausruhten, soll dazu beitragen". — „in der ich mich so gerne in dieser Welt sah?" Wie kommen solche melancholische Worte der Therese in den Mund? Also weilt sie jetzt nur mit Widerwillen in dieser Welt? — Sie zeigt sich stets als eine ruhig klare Natur; sie fühlt sich froh beglückt im Kreise ihrer Thätigkeit; sie hat allerdings den Geliebten verloren; aber selbst dieses Verlustes gedenkt sie, wenn auch nicht ohne Wehmuth, so doch mit heiterer Resignation: er hat ihr Gemüth nicht verbittert, ihr das Dasein nicht verleidet; sie

empfindet die volle Lust eines geregelten zweckmäſsigen Wirkens und sie besitzt die Kraft noch glücklich zu werden und zu bleiben. Es ist unmöglich, Therese kann jene Worte nicht sprechen. Unter allen weiblichen Gestalten des Romans ist die miſsmuthig verzweifelnde Aurelie die einzige, der eine so weltschmerzliche Aeuſserung anstehen würde; wenn Therese so spricht, so wirft sie dadurch ihren eigenen Charakter gleichsam über den Haufen. — Wenn wir aber auch vergessen, von wem diese Worte ausgehen sollen, wenn wir den Satz gesondert für sich betrachten und seinen Inhalt prüfen, so scheint es miſslich mit ihm bestellt zu sein. Therese sagt: Ich habe ein männliches Jägerhabit angezogen; jetzt ist das freilich nur eine Maskerade; es gab aber eine Zeit, da es nicht bloſs Maskerade war: jene glücklichen Tage nämlich, da ich Lothario durch Feld und Wald in diesem Anzug zu begleiten pflegte. Indem ich Ihnen nun meine Lebensgeschichte und vor allem die Geschichte meines Verhältnisses zu Lothario erzähle, will ich mir jene entschwundene glückliche Zeit, in der ich diesen Anzug so gerne trug, auf alle Weise vergegenwärtigen; und deshalb habe ich dies Kleid auch jetzt angelegt. Es soll mich in jene Zeit zurückversetzen, eben so wie der Platz, auf den wir uns jetzt begeben wollen. — Man sieht, anstatt der Worte: „in der ich mich so gerne in dieser Welt sah“ muſs man durchaus eine Hindeutung auf das männliche Habit erwarten; denn es handelt sich hier ja eben um die Vergegenwärtigung jener Tage, da sie an Lotharios Seite in diesem Jägerkleid durch Wald und Feld zu streichen pflegte. — Ich hoffe, jeder Leser ist jetzt hinlänglich vorbereitet, um die Lesart, welche uns die erste Ausgabe des Meister liefert, als die einzig richtige, als die einzig mögliche ohne Weiteres an- und aufzunehmen; sie lautet: „Doch da ich Ihnen einmal von der Zeit erzählen soll, in der ich mich so gerne in dieser Weste sah, will ich mir auch jene Tage auf alle Weise vergegenwärtigen.“ Die „Weste“ vertritt hier das ganze männliche Habit. — Und nun ist Theresens Charakter gerettet und der innere Zusammenhang des Satzes hergestellt.

8, 9. (20, 275).

Sperata erwartet, daſs, der alten Sage gemäſs, die Ge-

beine ihres todten Kindes durch die Wellen des Sees ans Ufer gespült werden. „Nun waren ihre Augen und ihre Sorgfalt immer nach dem See und dem Ufer gerichtet. Wenn Nachts im Mondglanz sich die Wellen umschlugen, glaubte sie, jeder blinkende Schaum treibe ihr Kind hervor; es mufste zum Scheine jemand hinablaufen, um es am Ufer aufzufangen“. —

„Jeder blinkende Schaum“ — jeder Schaum ist nicht gerade ein sehr löblicher Ausdruck; auch „blinkend“ erscheint hier nicht als das einzig treffende Beiwort, während doch sonst zur Darstellung sinnlicher Gegenstände die lebendige Anschauung dem Dichter stets das einzig richtige, das nothwendige Wort giebt. — Aber blicken wir von den einzelnen Worten hinweg auf das ganze nächtliche Bild! Gehört der „Schaum“ der Wellen in dies' Gemälde? Wir haben hier nicht etwa ein brausendes, tobendes Meer vor uns, das hochschäumende Wogen treibt; die Wellen werden nicht vom Sturm emporgejagt und niedergeschleudert: sie „schlagen sich“, wie der Dichter so schön bezeichnend sagt, „im Mondglanz um“; und wenn bei dieser Bewegung auch Schaumblasen aufgetrieben werden, so können sie doch nicht wohl auf der Oberfläche des Wassers so weithin sichtbar sein, dafs Sperata, die doch nur aus einer gewissen Entfernung auf den See hinblickt, bei nächtlicher Weile gerade diesen Schaum wahrnimmt. Man rufe sich das Bild lebendig vors Auge und man wird den Schaum daraus hinwegwünschen müssen! Ich freue mich, das an so bedeutender Stelle so herrlich ausgeführte Bild durch die Lesart der ersten Drucke vollkommen restauriren zu können. Goethe schrieb: „Jeder blinkende Saum treibe ihr Kind hervor“. Er giebt den Wellen einen Saum, wie man ihn den Wolken giebt[57]). Nun ist nicht allein jeder Anstofs von Seiten der Sprache gehoben; unsere Anschauung wird auch durch die vollkommenste Naturwahrheit befriedigt. Wie oft konnte ich in

[57]) „Und den Saum der Wolken macht' er golden“.
Amor ein Landschaftsmaler.

— — „sie (Eos) streut mit voller Hand
Purpurne Blumen! Wie in jedem Wolkensaum
Sich reich entfaltend sie blühen, wechseln, manigfach!
Pandora, 40, 418.

schönen Sommernächten die Wellensäume aus den Fluthen des Rheins mir entgegenblinken sehen! Der Ausdruck „jeder blinkende Saum“ bedarf keiner Erläuterung für den, der die Wirkung des Mondlichts auf den langsam sich hebenden und senkenden Wellen eines Flusses oder Sees jemals mit einem aufmerksamen Auge beobachtet hat: auf dem höher gehobenen Theile des immer beweglichen Wellenkörpers, dem Saume, schwebt der Mondglanz, während der niedere Theil wie im Schatten liegt[57a]). Aus solchen emporgehobenen, im Mondlicht blinkenden Wellensäumen, glaubt Sperata, müssen die gebleichten Gebeine ihres Kindes heraufsteigen.

Ich entferne mich nicht aus der Wasserregion, wenn ich hier einer großsartigen Schilderung in den Schweizerbriefen 1779 gedenke, die ebenfalls durch ein an unrichtiger Stelle eingeschlichenes *ch* verdorben wird (Bd. 16, 236).

„Und immer wieder zog die Reihe der glänzenden Eisgebirge das Aug' und die Seele an sich. Die Sonne wendete sich mehr gegen Abend und erleuchtete ihre größseren Flächen gegen uns zu. Schon was vom Schnee auf für schwarze Felsrücken, Zähne, Thürme und Mauern in vielfachen Reihen vor ihnen aufsteigen! wilde ungeheure, undurchdringliche Vorhöfe bilden; wenn sie dann erst selbst in der Reinheit und Klarheit in der freien Luft manigfaltig da liegen: man giebt da gern jede Prätension ans Unendliche auf, da man nicht einmal mit dem Endlichen im Anschauen und Gedanken fertig werden kann“.

Ich glaube, ein bedachtsamer Leser müßste bei den Worten „Schon was vom Schnee auf“ unwillkürlich inne halten. Was heißst das: „vom Schnee aufsteigende Felsrücken?“ Wenn dieser ungeschickte Ausdruck im Munde eines großsen Schriftstellers überhaupt irgend etwas bedeuten kann, so kann er nur sagen wollen, dafs die Felsrücken sich von einem weit und breit mit hohem Schnee bedeckten Boden emporheben. Das darf er aber hier nicht sagen; denn hier

---

[57a]) Und ebenso spricht Mephistopheles im zweiten Theil des Faust von einem Purpursaum der Wellen:

„Siehst auf und ab lichtgrüne schwanke Wellen
Mit Purpursaum zur schönsten Wohnung schwellen
Um dich, den Mittelpunkt“. 12, 312.

ist zwar von Schnee- und Eisgebirgen, durchaus aber nicht, wie der ganze umfangreiche Brief auf das deutlichste bezeugt von einer überschneiten Bodenfläche die Rede. Der Schnee zerstört das ganze erhabene Landschaftsgemälde, das der Dichter aufstellt; er käme hier, im eigentlichsten Sinne des Wortes, so störend und ungeschickt wie möglich hereingeschneit. Doch wir können ihn wieder vom Boden wegfegen. — Die Schweizer Briefe sind zuerst in den Horen veröffentlicht worden; der Dichter legte aber noch einmal die bessernde Hand an den Text, ehe er ihnen in seinen Werken (1808, im eilften Band) einen Platz gab. In den Horen hat nun jener verdächtige Satz ein anderes Ansehen (1796, Achtes Stück, S. 40) „Schon was für schwarze Felsrücken, Zähne, Thürme und Mauern in vielfachen Reihen von dem See auf vor ihnen aufsteigen!" Es ist klar, die Worte wurden umgestellt, um am Schlufs den Zusammenstofs des „auf" zu vermeiden. Aber während für den Wohllaut des Satzes gesorgt ward, hat der Inhalt den bedenklichsten Schaden genommen. Denn wer kann daran zweifeln, dafs See das Aechte, des Richtige war! Da hier so vielfach der Schneegebirge erwähnt wird, so gerieth bei dem Druck von 1808 dem Setzer das Wort auch an dieser Stelle unter die Hand; vielleicht war auch schon im Manuscript der veränderte, umgeschriebene Satz nicht ganz deutlich zu lesen. Kurz, wie dies auch zugegangen sein mag, das eine steht fest: die Lesart der Horen ist die ächte. Der See, dem ich hiermit seinen rechtmäfsigen Eingang in den Text wieder vergönne, ist derselbe, der schon im vorgehenden genannt ist, und dessen auch im folgenden gedacht wird (S. 237): „als bis die Sonne im Weichen den Nebel seinen Abendhauch über den See breiten liefs". — Macht man sich aus einer zusammenhängenden Lectüre des ganzen Briefes den Standpunkt der Reisenden deutlich und schafft sich von diesem Standpunkt aus ein klares Bild des Ganzen, so wird sich der See an diesem Orte ganz von selbst placiren. Erst mit der Wiederherstellung der ursprünglichen Lesart werden alle Theile des Gemäldes in das richtige Verhältnifs gebracht[58]).

[58]) Bei diesen Emendationen oder vielmehr zuverlässigen Wiederher-

Aus den **Wahlverwandtschaften** mag nur ein einziges Wort zur kritischen Schau hervortreten!

(17, 228) Luciane rauschte herbei mit ihrem Gefolge. „Angefahren kamen nun Kammerjungfern und Bediente, Brancards mit Koffern und Kisten; — — — da lag das Vorhaus voll Sachen, Mantelsäcke und anderer lederner Gehäuse". — „voll Sachen?" Wer kann glauben, dafs Goethe sich hier mit einem so nachlässigen allgemeinen Ausdruck begnügt habe, da ja doch gleich darauf die specielle Angabe der Mantelsäcke folgt? Nothwendig mufs er auch hier ein be-

---

stellungen, wo es sich meistens nur um wenige, oft nur um **einen** Buchstaben handelt, kommen mir aus dem Bereiche der englischen Literatur unwillkürlich einige Sonette Miltons in Erinnerung, die nach dem Tode des Dichters, vielfach entstellt, ans Licht traten, und denen erst in späterer Zeit durch Verbesserungen ähnlicher Art ihre ursprüngliche Schönheit wiedergegeben ward. Ich meine die Sonette an Cromwell und Fairfax. Das erste begann:

Cromwell, our chief of men, who through a crowd
Not of war only, but distractions rude,
Guided by faith and matchless fortitude,
To peace and truth thy glorious way hast plough'd.

Wer mit der englischen Dichtersprache vertraut ist und vor allem wer eine Ahnung hat von der Miltonschen Sprachgewalt, der wird etwas verwundert sein über den Ausdruck crowd of war and of distractions; — und was mag überhaupt distractions hier bedeuten sollen? Bischof Newton konnte aus dem ihm vorliegenden Manuscripte das Richtige entnehmen: — who through a **cloud** | Not of war only, but **de**tractions rude. — Dem mit classischen Reminiscenzen überreich ausgestatteten Gedächtnisse des Dichters schwebte offenbar die nubes belli aus der Aeneis 10, 809 vor. — Noch schlimmer hatte die vierte Zeile im Sonet an Fairfax gelitten:

Fairfax, whose name in arms through Europe rings,
Filling each mouth with envy or with praise,
And all her jealous monarchs with amaze
And rumours loud, that daunt remotest things.

That daunt remotest things — unglaublich! Für die dürrste Prosa wäre das noch zu platt und trivial. In der Handschrift des Dichters fand Newton: that daunt remotest **kings**. — Es ist belehrend, solche Lesarten den oben im Text besprochenen zur Vergleichung gegenüberzustellen. Kaum mag man glauben, dafs solche Flecken an den Versen eines grofsen Dichters lange können haften bleiben. Aber der gedruckte Buchstabe übt stets eine gewisse Herrschaft über den Verstand, über die Imagination des Lesers aus. Man läfst sich das Abgeschmackte gefallen und sucht dem Unmöglichen mit peinlichem Bemühen immer noch eine Art von möglichem Sinn anzudeuteln.

stimmtes Geräth speciell bezeichnet haben. Statt „Sachen“ ist wiederherzustellen „Vachen“. Die Setzer wuſsten mit dem französischen Ausdrucke nichts anzufangen, oder merkten gar nicht, daſs sie ein französisches Wort vor sich hatten und ein *S* an Stelle des *V* erschien als eine sehr glückliche Emendation. Aber auch mancher gebildete Leser möchte jetzt, da solche französische Ausdrücke allmählich aus dem Sprachverkehr schwinden, vor den „Vachen“ einigermaſsen in Verlegenheit gerathen. Die Erklärung, die uns das Dictionnaire von Nodier und Verger liefert, wird dem Verständniſs zu Hülfe kommen: panier revêtu de cuir, qu'on met sur l'impériale des carrosses. — Die „Vache“ ist also auch, gleich dem Mantelsack, ein „ledernes Gehäuse“, und die Worte des Dichters sind vollkommen gerechtfertigt. Es ist ganz natürlich, daſs dem Autor, indem er die Erscheinung der glänzenden Modedame schildert, solche, gleichsam technische, Ausdrücke des höhern Modelebens unter die Feder kommen.

Wilhelm Meisters Wanderjahre 2, 8. (22, 145).

Wilhelm und sein künstlerischer Freund müssen sich von Hilarien und der schönen Wittwe trennen. „Nun fühlte sich unser Künstler, welchen der Freund mit sich riſs, unter dem hehren Himmel, in der ernstlichen Nachtstunde, eingeweiht in alle Schmerzen des ersten Grades der Entsagenden“ — „ernstliche Nachtstunde?“ Wunderlich! Man versetze sich in die ganze, so umständlich vorgeführte Scenerie und man wird sich gezwungen sehen, im Anschluſs an die erste Ausgabe der Wanderjahre zu schreiben: „in der ernst-lieblichen Nachtstunde“.

Dichtung und Wahrheit. Fünftes Buch. (24, 271).

Gretchen liest das Concept der poetischen Epistel, die Goethe im Auftrag seiner zweideutigen Freunde verfaſst. „Das ist recht hübsch, sagte sie, indem sie bei einer Art naiver Pointe inne hielt; nur Schade, daſs es nicht zu einem wahren Gebrauch bestimmt ist.“ — Goethe läſst Gretchen mit anmuthiger Steigerung des Ausdrucks sagen: „Nur Schade, daſs es nicht zu einem bessern, zu einem wahren Gebrauch bestimmt ist.“

Achtes Buch. (25, 103).

In einer oft angeführten Stelle gedenkt Goethe des kräftig belebenden Einflusses, mit dem die Thaten Friedrichs des Groſsen auf die deutsche Poesie wirkten. „Jede Nationaldichtung muſs schal sein oder schal werden, die nicht auf dem Menschlichsten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für Einen Mann stehn". — Goethe nennt diese Ereignisse das „Menschlichste?" — In welchem Sinne kann er, in welchem Sinne kann irgend jemand, der seine Worte nicht leichtfertig hinschreibt, diesen Ausdruck in solchem Zusammenhang brauchen wollen? Wie man auch das Wort auffassen, wie man es hin und her drehen und biegen mag, man wird, falls man ihm nicht irgend einen beliebigen Sinn aufdrängen will, vergebens bemüht sein, ihm eine der Weltanschauung Goethes entsprechende oder überhaupt nur eine annehmbare Bedeutung zu entlokken. Das Wort bleibt dunkel und verbreitet sein Dunkel über den ganzen Satz. Aber wie durch einen plötzlichen Lichtstrahl wird der Satz aufgehellt, wenn wir ihm das Wort wiedergeben, das Goethe wirklich geschrieben hat: „Jede Nationaldichtung muſs schal sein oder schal werden, die nicht auf dem Menschlichersten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für Einen Mann stehn"[59]).

Blicken wir zum Schluſs noch auf die kleineren Dichtungen in Prosa, so erheben die guten Weiber vornehmlich den gerechtesten Anspruch an das thätige Mitleid des Kritikers: sie haben wahrlich unter den Händen der Setzer und Correctoren ein klägliches Ansehen gewonnen. — Der mit kleinen Novellen zierlich ausstaffirte Dialog erschien zuerst im „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1801" (Tübingen in der J. G. Cottaschen Buchhandlung) S. 171 bis 196. Er führt hier den langen, aber das Verständniſs des Ganzen wesentlich fördernden Titel: „Die guten Frauen,

---

59) Bd. 26, 345. „Wünschte ich nun solche Zudringliche allen Raben zur Beute". Hier ist die Goethesche Form „Zudringlinge" wiederherzustellen; ebenso braucht er in demselben Bande S. 163 Andringlinge; „Ich sang zuletzt ein Vivat allen selbständigen Männern, ein Pereat den Andringlingen". — Bd. 24, 261 ist zu schreiben: „Mein früheres gutes Verhältniſs — — — hatte sich bis ins Jünglingsalter fortgesetzt", nicht „hatte ich".

als Gegenbilder der bösen Weiber, auf den Kupfern des diefsjährigen Damenalmanachs". Er ward dann, mit kleinen Verbesserungen von der Hand des Dichters, in die zweite Cottasche Edition der Werke aufgenommen. Das Taschenbuch ist mit ungewöhnlich kleinen Lettern, nicht eben allzudeutlich, gedruckt; vielleicht sind also die winzigen Buchstaben verantwortlich für das beklagenswerthe Geschick, das über die guten Weiber in den folgenden Drucken verhängt worden. Wir lesen da (15, 266), dafs der in so manchem Betracht schätzenswerthe Fox auf den Caricaturbildern als ein wohlgesacktes Schwein sich präsentire, während Goethe natürlich ein „vollgesacktes" geschrieben hat. Seyton (S. 269) erzählt von einem Freunde, den er „als stillen Menschenkenner und Herzenskenner" zu schätzen wufste; aber dem Dichter dürfen wir diese schülerhaft ungeschickte Wiederholung nicht zur Last legen; er hat mit feiner Unterscheidung gesagt: „Ein beiderseitiger Freund, den wir, als stillen Menschenkenner und Herzenslenker zu schätzen wufsten". — S. 288. Ein Mann, der mit dem Gelde nicht auf das sorgsamste umgeht, wird von seiner Frau, allerdings in der besten Absicht, betrogen; lange Zeit hindurch merkte er nichts und lebte heiter fort, „bis er endlich einmal höchst übler Laune ward". Es ist zu lesen: „bis er endlich auf einmal höchst übler Laune ward".

S. 271. Sinklair verreist und läfst eine Freundin zurück. Bei seiner Wiederkehr hofft er, dafs sie den Berichten über seine Erlebnisse eine besondere Theilnahme gönnen werde. „Vor allen andern Menschen wollte ich ihr meine Erfahrungen und meine Vergnügungen mittheilen. Aber ich fand sie sehr lebhaft mit einem Hunde beschäftigt". Einzig und allein von den liebenswürdigen Eigenschaften dieses Thiers unterhält die Freundin den Heimgekehrten, der ihr so gern über alles, was er gesehen und genossen, umständlich berichten möchte. „Ich stockte, ich verstummte, ich erzählte so manches andere, was ich abwesend ihr immer gewidmet hatte, ich fühlte ein Mifsbehagen, ich entfernte mich, ich hatte Unrecht und ward noch unbehaglicher". — „ich erzählte so manches andere, was ich abwesend ihr

immer gewidmet hatte" — auch der frischeste, munterste Ausleger wird diesen Worten keinen Sinn unterlegen können. Sinklair muſs sagen wollen: Während ich abwesend war, hatte ich mir vorgesetzt, so manches Anziehende und Bedeutsame, das mir begegnete, ihr bei meiner Rückkunft zu erzählen; aber als ich nun wiederkam, hatte sie stets mit ihrem Hunde zu thun; ich konnte meine Erzählungen nicht an sie richten, und muſste mich also damit an andere wenden, die mir zuzuhören geneigter waren. — Indem ich so den nothwendigen Inhalt des Satzes erwog, muſste ich auf die richtige Lesart geführt werden, noch ehe mir der erste Druck zur Hand lag; ich sah, daſs der Fehler in dem Worte „andere" steckte, und daſs Goethe geschrieben hatte: „ich erzählte so manches andern, was ich abwesend ihr immer gewidmet hatte". — Diese Lesart wird auch durch das Taschenbuch bestätigt.

Endlich mag, damit die Gedichte hier doch nicht ganz und gar unversorgt bleiben, ein Vers in dem Epicedion auf Mieding die erforderliche Verbesserung erhalten.

13, 137. Und du, o Muse, rufe weit und laut
Den Namen aus, der heut uns still erbaut!
— — — — — — — — —
Nenn' ihn der Welt, die kriegrisch oder fein
Dem Schicksal dient, und glaubt ihr Herr zu sein,
Dem Rath der Zeit vergebens widersteht,
Verwirrt, beschäftigt und betäubt sich dreht.

„Der Rath der Zeit" erscheint als ein matter, unbestimmter, wenigstens nicht als ein glücklich treffender Ausdruck; dennoch will ich nicht läugnen, daſs die Zeile, für sich allein betrachtet, einem Leser, der es mit Dichterworten nicht so genau nimmt, einen leidlichen Sinn darbieten mag; aber auch nur für sich allein betrachtet, kann sie nothdürftig bestehen. Denn so wie man in der folgenden Zeile auf das Wort „drehen" stöſst, so merkt man alsbald den Schaden in der vorhergehenden: ein Dichter wie Goethe könnte das Bild des „Drehens" hier nicht so plötzlich eintreten lassen, da er es nicht nur nicht vorbereitet, sondern eben erst ein anderes, freilich höchst undeutliches, Bild gebraucht hätte. Goethe hat aber wohl dafür Sorge getragen, daſs der Hörer auf das Bild des Drehens vorbereitet sei; denn seine Worte lauten:

Dem **Rad** der Zeit vergebens widersteht,
Verwirrt, beschäftigt und betäubt sich dreht.

Der Zeit ist ein Rad eben so schicklich wie dem Glück; und nun empfangen auch die Worte: widerstehen und drehen ihre volle sinnliche Geltung[60]). — Allerdings finden wir „Rad" weder in dem ersten Druck des Gedichts (1789), noch in den folgenden; wo indeſs die innere ratio so deutlich, so überzeugend, so gebieterisch spricht, dürften wir uns durch die widersprechende Autorität der Ausgaben nicht bestimmen lassen. Aber glücklicherweise können wir die durch den innern Zusammenhang der Dichterrede nothwendig geforderte Lesart auch durch eine äuſsere Autorität stützen, und zwar durch eine sehr gewichtige. In dem handschriftlichen „Journal von Tiefurt" erschien 1782 (im drei und zwanzigsten Stück) das Gedicht Auf Miedings Tod, und dort zeigt sich das Rad an richtiger Stelle. Diese Nachricht giebt mir Hirzel, der die Verbesserung schon längst als nothwendig anerkannt und in sein Exemplar der Gedichte eingetragen hatte. Gern mag ich hier noch einmal den Namen des verehrten Freundes mit den Gefühlen der Dankbarkeit aussprechen.

— — —

Und hiermit sei die Reihe der Emendationen für diesmal abgeschlossen![61])

Ein stiller, mächtiger Reiz begleitet die kritischen Arbeiten, die man den Werken eines groſsen Autors widmet. Man glaubt ihm näher zu rücken, man fühlt sich ihm durch ein innigeres Band verbunden, ja, in eine Art von Geistesgemeinschaft zu ihm emporgehoben, während man jedem seiner einzelnen Worte nachgeht, während man die Gedanken

[60]) In verwandtem Sinne spricht Shakespeare von einem Kreisel der Zeit. Twelfth Night V, 1. And thus the whirligig of time brings in his revenges, prächtig von Schlegel wiedergegeben: „Und so bringt das Dreherchen der Zeit seine gerechte Vergeltung herbei." „Zu fallen ins bewegte Rad der Zeit". Schiller.

[61]) Ich halte es für angemessen, zu bemerken, daſs ich einen beträchtlichen Theil der hier vorgelegten Emendationen, so wie andere, die hier nicht mitgetheilt sind, in die jetzt erscheinenden „ausgewählten Werke" Goethes aufgenommen habe.

und Anschauungen, die er gehegt und schöpferisch hervorgerufen, ihm nachzudenken, ihm nachzubilden bestrebt ist. Wir sind seiner geistigen Persönlichkeit fest angeschlossen; sein geistiges Dasein enthüllt sich uns, und wir mögen uns wohl nur allzu gefällig mit der Hoffnung schmeicheln, als beglückte Vertraute dieses grofsen Daseins die mächtigen Einwirkungen desselben voller, reiner und unmittelbarer zu empfangen. Dies Gefühl trägt uns empor während der Arbeit; es entschädigt mit überschwänglichem Lohn für alle Mühe, die sie uns auflegt; es adelt alles Geringfügige, alles Kleinliche, das sie in ihrem Gefolge hat; dies Gefühl erhöht aber auch die Lust, mit der uns das Gelingen erfüllt. So wird denn unter allen, die jemals der edeln Kunst der Kritik thätig gedient, wohl keiner mich schelten, wenn ich bekenne, dafs ich nicht ohne heitere Befriedigung auf das Geleistete, und mit freudiger Zuversicht auf das Schwere, was noch zu leisten steht, hinblicke. Selbst wenn an allen den Stellen, wo wir das Wort des Dichters wieder in sein Recht eingesetzt haben, die Kraft der Darstellung, die Bedeutsamkeit des Ausdrucks keinen wesentlichen Zuwachs erhielte, so müfste der Kritiker, dem es vor allem auf das Wahre ankommt, die erlangte Gewifsheit: so und nicht anders hat der Dichter geschrieben, immer noch als einen nicht verächtlichen Gewinn ansehen. Aber indem wir das Ursprüngliche wieder herstellen, führen wir meist das Schöne auf seinen verlassenen Platz zurück. Die Verbesserungen treffen ganz eigentlich in das Mark der Dichterrede. — Ich habe bei der kritischen Behandlung der einzelnen Lesarten nur auf die sinnliche Wahrheit des Ausdrucks, nur auf den nothwendigen Zusammenhang der Gedanken und der Darstellung gesehen; ich habe es absichtlich vermieden, jedesmal das poetische Verdienst der ächten Lesart rühmend hervorzuheben. Denn was fruchten hier Erläuterungen und Ausdeutungen? Für den klarblickenden, für den empfindenden Leser sind sie nutzlos, wenn nicht gar beleidigend; man sucht ihn mit zudringlichem Eifer auf etwas hinzuweisen, worauf ihn seine eigene Empfindung schon unfehlbar hingelenkt hat; — demjenigen aber, der nichts sieht und fühlt, oder vielmehr der hier nicht alles sieht und fühlt, kann man hier auch nichts

vordemonstriren. Niemand dürfte sich an solche Untersuchungen heranwagen, der nicht die regste poetische Empfänglichkeit und ein im dauernden Verkehr mit grofser Dichtung allseitig ausgebildetes Gefühl ihnen entgegenbrächte; und wer von diesem Gefühl nicht die richtige Leitung empfängt, der wird auch der eindringlichsten Demonstration gegenüber bei tauben Sinnen verharren. — Aber man unternehme es nun, man vergleiche in Hinsicht auf dichterische Schönheit den herkömmlichen Text mit dem ursprünglichen! Ueberall ist das gediegene Gold Goethescher Worte wieder aus dem Schutt hervorgegraben und leuchtet uns mit frischem Glanze entgegen. Oft erhält erst durch die Wiedereinsetzung des Aechten die Rede einen wahrhaft poetischen Charakter, und ebenso oft ist es, als ob ein Schleier vor den Darstellungen des Dichters weggezogen würde und uns ihr voller ungetrübter Anblick erst jetzt verstattet sei. Nur selten hat sich die Kritik in dem glücklichen Falle befunden, einem neueren Autor so erhebliche Dienste leisten zu können.

Und dies alles leisten wir ihm mit der frohen, sichern Ueberzeugung, dafs wir ihm nur sein Eigenthum wieder darbieten. Mit sicherer Ueberzeugung — denn hier geben wir nicht etwa geistreichen Vermuthungen einen unrechtmäfsigen Werth: alles unsichere Wähnen und Meinen ist hier vielmehr ausgeschlossen; nicht eine trügerische Wahrscheinlichkeit schwebt uns vor, wir sehen das Wahre, das Aechte. Mit unwiderstehlicher Nothwendigkeit erobert es sich seinen Platz und wird ihn trotz allen Anfechtungen zu behaupten wissen. Das ist die Frucht, das ist der Segen einer methodisch angelegten und folgerecht durchgeführten Untersuchung.

Aber wahrlich, diese Aeufserungen sind nicht dazu bestimmt, in mir und andern eine eitle Befriedigung zu nähren. Sie sollen nicht zum ruhigen Genufs des Gewonnenen einladen; ein Mahnruf sollen sie sein, den ich an alle Geist- und Sinnverwandten richte, ein Mahnruf, der zum rüstigen Thun antreibt.

Unter den grofsen Autoren, deren sich das neuere Deutschland rühmt, hat bis jetzt erst L e s s i n g durch Lachmanns Muster- und Meisterwerk sein volles Recht erhalten. Goethe mufste sich, gleich andern, bisher gedulden. Meine

Untersuchung hat ausgewiesen, dafs bis auf diesen Tag, niemand die mühevollen Vorarbeiten auf sich genommen oder in dem erforderlichen Umfange durchgeführt hat, aus denen allein der Goethesche Text in ächter Gestalt, urkundlich bewährt, hervorgehen kann. Es ist nun wohl an der Zeit, dafs auch Goethe sein Recht erhalte; es ist an der Zeit, dafs die noch immer ausstehende Schuld dem grofsen Dichter der Nation entrichtet werde, dem Gewaltigen, der durch sein schöpferisch mächtiges Wort zuerst wieder bei den Völkern Europas Ehrfurcht erzwang für die so lange verkannte, so lange herabgewürdigte Majestät des deutschen Geistes.

Nehmen wir wahr, mit welcher emsigen, immer sich steigernden Sorgfalt die Franzosen, die Engländer jene Producte ihrer classischen Schriftsteller behandeln und ausstatten, aus welchen die Nation fort und fort die Anregung und die Mittel zu höherer Geistesbildung schöpft; bemerken wir, wie die Ausgaben sich nicht blofs wiederholen, sondern durch immer entschiedenere Vorzüge einander zu überbieten und den Kennern sich zu empfehlen trachten, so mufs ein Rückblick auf unser eigenes Verhalten uns ein beschämendes Gefühl erwecken. Dort wird den Stiftern und Meistern der Literatur die gebührende Verehrung durch wirksame und fruchtbare That bewiesen. Ich rede hier nicht von den Werken der älteren Zeit, die den wissenschaftlichen Apparat nicht entbehren können und deren Studium ein Vorrecht der Gelehrten bleibt; ich rede hier nur von den Werken, die in aller Händen sind und die lebendig von einer Generation zur andern hinübergehen. Wie sorgen die Franzosen für die Dichter, für die herrlichen Prosaiker des siebenzehnten Jahrhunderts[62]), auf deren grofsen Schöpfungen noch immer

[62]) Wer sich in solchen Studien bewegt hat, mag an alles das zurückdenken, was die Franzosen allein für ihren Pascal geleistet! Mit wahrhaft religiöser Hingebung haben sie das kaum leserliche Manuscript der Pensées durchforscht und entziffert; jede Variante, jeder auch nur zur Hälfte niedergeschriebene, vom Autor selbst durchstrichene Satz ist wieder ans Licht gebracht worden. Wir können gleichsam mit Augen sehen, wie der wunderbare Mann mit seinen Gedanken verkehrte, wie er sie künstlerisch bewältigte. Mit Recht haben die Kritiker hier auch das Kleinlichste nicht verschmäht: denn nichts ist kleinlich, was in der Gedankenwelt eines so aufserordentlichen Geistes auch nur für einen kurzen Augenblick gelebt hat.

die Geistescultur der Nation beruht! Welch einen anhaltenden liebevollen Fleifs widmen die Engländer, nicht allein ihrem Shakespeare, ihrem Bacon und den andern grofsen Erscheinungen der Elisabethanischen Zeit; — nein, auch die bedeutenden Autoren, die erst in unserm Jahrhundert aufgestanden sind, werden in gleicher Weise geehrt. Man nehme die aus Murray's Verlag stammende Gesammtausgabe der Byronschen Werke zur Hand, und frage sich, für welchen deutschen Autor bisher etwas Aehnliches geschehen ist!

Doch sollte es des anspornenden Beispiels der Nachbarvölker bedürfen, um uns an unsere Pflichten zu mahnen? — Oder, möchte man in einem andern Sinne fragen, ist dies Beispiel in der That so beschämend für uns? Kann unser unthätiges Verhalten nicht vielfach entschuldigt, nicht befriedigend erklärt werden? Bei jenen Völkern stehen die grofsen Autoren schon im zweiten, im dritten Jahrhundert ihrer Wirksamkeit; eine lange Reihe von Generationen hat sich schon an ihnen herangebildet und die Völker haben Zeit gehabt, ihnen alle schuldigen Ehren zu erweisen. Bei uns ist die Literatur, die unmittelbar auf die Gesammtbildung des Volkes wirkt, erst ein Jahrhundert alt; sind weitere hundert Jahre verstrichen, so wird den Ausgaben auch unserer Autoren nichts Wünschenswerthes mangeln: jetzt ist hier, bei der grofsen Jugend unserer Literatur, alles noch im Werden. —

Nun wohl, diese entschuldigende Erklärung soll gelten. Wir wollen uns bescheiden und keinen vorwurfsvollen Blick auf das Vergangene zurückwerfen. Aber um so ernstlicher sollen wir uns rüsten, um thatbereit zu sein für die Zukunft. Wenn bei uns alles noch im Werden ist, so mufs doch endlich eine thätige „Werdelust“ erwachen.

Ich will hier nicht den Plan einer umfassenden Gesammtausgabe der Goetheschen Werke aufstellen, einer Ausgabe, in welcher ein dauerndes Denkmal, gleich ehrenvoll für die Nation wie für den Dichter, geschaffen würde. Jedem Plane dieser Art mufs die Möglichkeit einer wahrhaft befriedigenden Ausführung abgehen, so lange das Archiv in Goethes Hause uns verschlossen bleibt, so lange der Zugang zu den dort aufbehaltenen Schätzen uns verwehrt ist. Inzwischen aber, bis es gestattet sein wird, diese Schätze zu

heben, auf deren Besitz die Nation vielleicht ein Anrecht dürfte geltend machen, — inzwischen können wir, auch nur auf die uns zugänglichen Hilfsmittel beschränkt, Grofses und Gewichtiges leisten; wir können es leisten durch die kritische Bearbeitung der einzelnen Werke, wodurch wir die Gesammtausgabe vorbereiten und ihr die unentbehrliche Grundlage liefern, auf der sie alsdann, wenn der günstige Zeitpunkt eintritt, um so sicherer der Vollendung entgegengeführt wird.

Bei diesen Bearbeitungen mufs unser Absehen vor allem darauf gerichtet sein, den Text der einzelnen Werke endgültig festzustellen.

Wie manigfache, wie ernste Schwierigkeiten an diese Aufgabe sich heften, ist mir wohl am allerwenigsten verborgen, der ich ja zuerst die tiefliegenden Schäden des Textes aufgedeckt habe. Indefs wird eine durch strenge Methode sicher geleitete Arbeit diese Schwierigkeiten bewältigen. Sie sind in der That von eigenthümlicher Art; sie sind aber nicht abschreckender als andere, denen wir bei solchen Schriftstellern zu begegnen gewohnt sind, deren Text überhaupt eine Geschichte aufzuweisen hat. Denn was wir Geschichte des Textes nennen, ist ja nur Geschichte seiner Corruptionen. Ein Text, der von jeder Corruption verschont geblieben, hat auch keine Geschichte. Wir erfreuen uns nun der günstigen Lage, die Textesgeschichte mit der Rehabilitirung des Aechten abschliefsen zu können, während andere Kritiker dazu verurtheilt sind, eine lange Liste vielverzweigter Verderbnisse aufzustellen und wohl gar selbstthätig zu vermehren, ohne jemals zu dem ersehnten Abschlufs zu gelangen. Diejenigen, die sich am Sophokles, am Shakespeare abmühen, wie glücklich möchten sie sich schätzen, wenn sie auf den Pfaden kritischer Forschung jedesmal zu dem sicher verbürgten Worte des Dichters hingeführt würden! Sie dürfen uns wohl beneiden, da wir fast überall Ergebnisse gewinnen, so gesichert durch die Gewähr der Urkunden, so überzeugend durch innere Wahrheit, dafs vor ihnen auch nicht die Möglichkeit eines Zweifels bestehen kann.

Ferner ist bei jenen Bearbeitungen die eingehendste Sorgfalt auf alle diejenigen Verschiedenheiten der Lesart zu wenden, die sich von der Hand des Dichters selbst her-

schreiben. Ein Werk, dessen allmähliche Entstehung wir etwa im Manuscripte des Autors verfolgen könnten[63]), oder das vom Verfasser, sei es im grofsen Ganzen, sei es in kleinen Einzelheiten, umgebildet worden, nachdem es schon einmal abgeschlossen und der öffentlichen Mittheilung übergeben war, — ein solches Werk hat für uns, in anderm Sinne als der Text, eine Geschichte, und die Urkunden dieser Geschichte müssen uns vorgelegt werden. Denn wir, die wir nicht blofs zum Genusse der Werke, die wir zum ernsten Studium des Dichters berufen sind, wir wollen uns nicht allein am Anblick des Vollendeten erheben, wir wollen auch, so weit eine solche Einsicht nur irgend vergönnt ist, dem Werden, dem Entstehen zuschauen. Im Jahre 1795[64]) forderte Goethe zu einer „Vergleichung der sämmtlichen Ausgaben unseres Wielands" auf und pries die Frucht, den Nutzen, den eine solche Arbeit versprach. Mit wie viel gröfserer Befugnifs dürfen wir jetzt dazu auffordern, den eigenen Werken Goethes eine solche Arbeit zu widmen. Eine umfassende, methodisch angeordnete Sammlung der Varianten wird uns manigfache Gelegenheit bieten, die Kunst des Dichters im Kleinen und Kleinsten zu studiren, und dies Kleine wird uns oft genug auf die Erwägung der bedeutsamsten Fragen hinlenken die eben so wohl den Autor als sein Werk betreffen[65]). Eine solche Sammlung eröffnet uns

---

[63]) So hat man uns aus den Handschriften Byrons alle ersten, aber von dem Dichter noch vor dem Druck verworfenen Lesarten mitgetheilt.

[64]) In dem Aufsatz „Literarischer Sansculotismus", der zuerst anonym in den Horen (1795, fünftes Stück) erschien; jetzt in den Werken 45, 125 ff. — „So ist es zum Beispiel nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, dafs ein verständiger, fleifsiger Literator durch Vergleichung der sämmtlichen Ausgaben unsres Wielands, eines Mannes, dessen wir uns, trotz dem Knurren aller Smelfungen, mit stolzer Freude rühmen dürfen, allein aus den stufenweisen Correcturen dieses unermüdet zum Besseren arbeitenden Schriftstellers die ganze Lehre des Geschmacks würde entwickeln können. Jeder aufmerksame Bibliothekar sorge, dafs eine solche Sammlung aufgestellt werde, die jetzt noch möglich ist, und das folgende Jahrhundert wird einen dankbaren Gebrauch davon zu machen wissen." —

[65]) Nicht allein bei den Jugendwerken geben uns die gröfseren oder geringeren Verschiedenheiten Anlafs zu eindringendem Studium. Auch die in späteren Jahren entstandenen Dichtungen haben Varianten aufzuweisen, deren Studium sich lohnt. Wie lehrreich bleiben in diesem Betracht die

aber auch zuerst die Möglichkeit eines gründlichen Studiums der Goetheschen Sprache, aus welchem mit der Zeit eine Geschichte dieser Sprache erwachsen mufs. Zu einem solchen unerläfslichen Studium hat man bisher keinen, oder nur einen sehr verkehrten Anfang gemacht. Auf wissenschaftlicher Grundlage mufs es nun endlich begonnen werden. Und nicht blofs des Dichters eigene Sprache, auch die seiner frühern Zeitgenossen erfordert eine strenge, tiefgehende Untersuchung, aus welcher dann, was ihm eigenthümlich ist und was er gemeinsam mit seinen Zeitgenossen besitzt, klar gesondert hervortreten wird. Deutlich mögen wir dann erkennen und mit Sicherheit ermessen, wie er den ihm überlieferten Sprachvorrath genutzt, und wie er aus der Fülle seines eigenen Genius, der wie in geheimem Einverständnifs mit dem Sprachgeiste schuf,[66]) sein geliebtes Deutsch bereichert, veredelt und verherrlicht hat.

Indem wir dem Dichter die Früchte solcher historisch-kritischen Arbeiten zu Gute kommen lassen, befriedigen wir nicht nur unsere eigenen, so sehr gerechtfertigten Wünsche;

Elegien, Episteln und Epigramme, die meist aus metrischen Rücksichten umgebildet wurden. (Ein besonders anziehendes Beispiel solcher Umbildung ist im Weimarischen Jahrbuch 3, 460 mitgetheilt.) Aber auch die späteren Gedichte, die, wie aus Einem Gufs geschaffen, gleich bei ihrem ersten Erscheinen in makelloser Vollendung dastanden, zeigen Varianten, die der Aufmerksamkeit werth sind. Die erste Strophe der Braut von Korinth schlofs im Musen-Almanach für 1798 mit den Worten: „Hatten frühe schon | Töchterchen und Sohn | Braut und Bräutigam, in Ernst, genannt." — Im siebenten Band der „neuen Schriften" (Berlin 1800) haben wir zuerst die jetzige Lesart: „Braut und Bräutigam voraus genannt" — Sehr interessant war mir immer die Variante in der vierten Strophe des „Schatzgräbers". Der schöne Knabe tritt an den Kreis heran: „Holde Augen sah ich blicken | Unter einem Blumenkranze". — So liefs Goethe 1798 und 1800 drucken; erst in der Ausgabe der Werke von 1806 finden wir: „Unter dichtem Blumenkranze." — Wer fühlt nicht, dafs erst durch den Hinzutritt des Adjectivs das liebliche Bild vollendet wird? —

[66]) Von der Sprache Goethes, wie sie sich in den Werken der Jugend und des Mannesalters zeigt, läfst sich in einem ungleich tieferen und umfassenderen Sinne sagen, was La Motte mit glücklichem Ausdruck von der Sprache Racines sagt: Combien d'alliances de mots inusitées jusqu'à lui, dont on n'a presque pas aperçu l'audace! Ce qu'il inventait, semblait plutôt manquer à la langue que la violer. — Oeuvres de Monsieur Houdar de la Motte (Paris 1754) 4, 419—20.

wir können uns eben so entschieden überzeugt halten, daſs wir durch diese Thätigkeit auch dem Sinne, ja, den Anforderungen Goethes selbst entsprechen. Ich habe früher scherzend bemerkt, daſs Goethe den Pflichten eines Correctors nur unvollkommen genügte; aber deshalb wollte er es doch nicht gelassen dulden, daſs ein unaufmerksamer Setzer seine Worte der Entstellung preisgab oder ein beschränkt eigenwilliger Corrector an ihnen herumstümperte. Er glaubte sich, besonders in späteren Jahren, jener Pflichten enthoben, weil er den zu solchem Geschäft Berufenen, vor allem wohl seinem Hausgenossen Riemer, jede erforderliche Umsicht und Sorgfalt bereitwillig zutraute. Er ahnte nicht, was wir jetzt so deutlich wissen und bezeugen können, daſs dies Vertrauen ein gänzlich unverdientes war. Bei manchem Anlaſs zeigte er sich sogar in seiner Weise sorgfältig genug. So hatte er hinreichende Geduld, um im Jahre 1814, als eine neue Ausgabe der Werke vorbereitet ward [67]), den Wilhelm Meister noch einmal mit Riemer durchzugehen; aber trotzdem konnte er das Eindringen so mancher schlimmen Fehler nicht verhüten. Wenn man liest, wie er Riemern lebhaft dafür seinen Dank sagt, daſs dieser bei dem Drucke eines neuen Werkes die Revision übernehmen will, weil „man sich auf die Meister und Gesellen gar nicht verlassen kann"; — wenn man sieht, wie umständlich er ein einzelnes Wort ausdeutet und dessen Gebrauch rechtfertigt [68]), — so darf man wohl daraus den Schluſs ziehen, daſs es ihm, ob er sich auch nicht selbst zu einer mühevollen Durchsicht seiner Werke herbeilieſs, doch durchaus keine gleichgültige Sache war, wenn ein stumpfer, nachlässiger Corrector anstatt eines kühn treffenden, scharf bezeichnenden Wortes ihm ein mattes, ungeschicktes, nichtssagendes in den Text einschwärzte. Und so darf es uns

[67]) Der vorbereitenden Arbeiten für diese Ausgabe wird in den Briefen an Zelter mehrfach gedacht. 27. Decbr. 1814: „Jetzt bin ich mit der neuen Ausgabe meiner Werke beschäftigt, die mich zu wunderlichen Betrachtungen veranlaſst, indem ich genöthigt bin, über die abgeschiedenen und immer aufs neue spukenden Geister Revue zu halten. —"

[68]) Briefe von und an Goethe, herausgegeben von Riemer, S. 200. Es ist das Wort stängeln, das uns im Westöstlichen Divan begegnet 5, 225. „Einer sitzt auch wohl gestängelt | Auf den Aesten der Cypresse."

denn auch nicht Wunder nehmen, wenn er noch in späten Jahren in einem besondern Aufsatz [69]), mit jenem würdigen Ernst, der uns fast zu einem Lächeln reizen könnte, laute Klage erhebt über die vielfachen Fehler und Versehen, welche den Druck deutscher Werke zu verunzieren pflegen; er beschwert sich darüber, dafs „die werthe deutsche Nation, die sich mancher Vorzüge zu rühmen hat, in diesem Punkte leider allen übrigen nachsteht, die sowohl in schönem und prächtigem Druck, als, was noch mehr werth ist, in einem fehlerfreiem Ehre und Freude setzen"; und der Dichter des Werther und des Faust läfst es sich nicht verdriefsen, hier eine ansehnliche Liste gar wundersamer Hör- und Druckfehler zu entwerfen; aber kein neckischer Dämon flüstert ihm während dieser Arbeit zu, dafs er das reichste Material für ein solches Verzeichnifs mit leichter Mühe aus einer ihm sehr nahe liegenden, nur allzu ergiebigen Fundgrube, nämlich aus seinen eigenen Werken, gewinnen könnte.

Mögen nun die Freunde unserer Literatur, die Freunde Goethes sich zu ernster Thätigkeit vereinigen! Mögen alle, welche die Bedeutung dieser Studien richtig schätzen und sie thätig zu fördern befähigt sind, zur gemeinsamen Arbeit muthig und freudig herantreten. Hier ist so viel, so Schwieriges und so Verschiedenartiges zu leisten, dafs jeder, dem es Ernst ist, reiche Gelegenheit findet, seinen Fleifs und Eifer, seinen Scharfsinn wie seine Gelehrsamkeit zu bewähren. Niemand aber lege Hand ans Werk, der nicht den Entschlufs mitbringt, hier auch die kleinlichste Mühe willig zu übernehmen, auch das Unscheinbarste mit einer regen Sorgfalt zu behandeln. Niemand wähne, dafs man mit solcher Arbeit nur an der Schale haften bleibe! Auch hier, dürfen wir mit dem Meister sagen, auch hier ist weder Kern noch Schale. Bemächtigen wir uns nur ganz des Aeufsern, so bleibt uns das Innere nicht vorenthalten. Und sollte es denn auch wirklich hie und da geschehen, dafs uns die Arbeit, länger als wir wünschen, bei geringfügigen Aeufserlichkeiten zu verweilen zwingt, so mögen wir, auf Goethe hinblickend und einem alten Dichterworte eine neue Wendung gebend,

---

[69]) Hör-, Schreib- und Druckfehler. Bd. 45, 158—164.

uns mit dem Gedanken trösten: Schön ist die Mühe, mit der ich dir, auch nur in deinen Vorhöfen, diene. —

Tadelnswerth mag es manchen, andern wenigstens als ein Zeichen eng beschränkter Sinnesart erscheinen, dafs ich zur Erfüllung einer solchen vaterländischen Pflicht so nachdrücklich gerade in diesem Zeitpunkte auffordere, da ganz andere Pflichten einen jeden zu rufen scheinen, dem Deutschlands heilige Sache am Herzen liegt. Aber ein jeder dient dem Vaterlande auf seine Weise. Nicht allen wird es beschieden, mit dem Wort oder mit dem Schwert unmittelbar zu kämpfen für die Entscheidung der grofsen Angelegenheiten, an welche das Schicksal der Nation geknüpft ist. Auch wir, die der stillen, aber nie stillstehenden geistigen Arbeit hingegeben sind, auch wir dienen dem Vaterlande; zu seinem Wohl, zu seinem Ruhme mufs alles ausschlagen, was wir Heilsames und Würdiges unternehmen. In der glorreichen Zeit, die über Deutschland leuchtend heraufzusteigen beginnt, soll das lebendige Fortwirken der grofsen Geister, die uns eine neue Epoche der Bildung begründet haben, allen Kreisen unseres Volkes einen immer reicheren geistigen Segen bringen. Unsere Pflicht sei es, nichts zu unterlassen, was diese segensvollen Einwirkungen fördern und sichern kann. Und der hat wahrlich keine unwürdige Aufgabe erkoren, der an seinem Theile daran mitarbeitet, dafs die Werke unseres gröfsten Dichters, geschützt vor jeglicher Unbill, in reiner, unverletzter Gestalt, ein köstliches Erbgut, den nachkommenden Geschlechtern überliefert werden.

Bonn am Rhein, im Spätsommer 1866.

Verzeichnifs der besprochenen und emendirten Stellen.

Die Leiden des jungen Werthers.
Bd. XVI.

Berichtigungen.

Seite 59, Zeile 12 statt Rufe lies Ruf. — S. 69, Z. 15 v. o. statt verzeichen lies verzeihen. — S. 86, Z. 12 v. u. statt blicken lies blinken. S. 88, Z. 12 v. u. statt mit einer regen lies mit reger.

23

MICHAEL BERNAYS

ÜBER KRITIK UND GESCHICHTE DES GOETHESCHEN TEXTES.

BERLIN,
FERD. DÜMMLER'S VERLAGSBUCHHANDLUNG
(HARRWITZ UND GOSSMANN)
1866.

In demselben Verlage sind ferner erschienen:

Böckh (Richard), Die statistische Bedeutung der Volkssprache als Kennzeichen der Nationalität. Aus der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. 1866. gr. 8. 25 Sgr.

Brandstäter (Prof. Dr. F. A.), Ueber Schillers Lyrik im Verhältniſs zu ihrer musikalischen Behandlung. (Allgemeine Betrachtung und specielle Aufzählung.) 1863. gr. 4. 12 Sgr.

Förster (Dr. W.), Johann Keppler und die Harmonie der Sphären. Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 8. Februar 1862. Velinpapier. gr. 8. geh. 8 Sgr.

Grimm (Jacob), Rede auf Schiller gehalten in der feierlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften am 10. November 1859. Dritter Abdruck. 1860. Velinpapier. gr. 8. geh. 8 Sgr.

Diese Rede behandelt neben Schiller auch Göthe eingehend und zieht zwischen beiden groſsen Dichtern die anziehendste Parallele.

———, Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter, gehalten in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Herausgegeben von *Herman Grimm*. Dritte Auflage. 1865. Velinpapier. 8. geh. 10 Sgr.

Der zweite Abdruck, 1864 erschienen, enthält die Photographieen der Brüder Grimm und kostet 20 Sgr.

———, Ueber den Ursprung der Sprache. Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1851. Sechste Auflage. 1866. 8. geh. 10 Sgr.

Lazarus (Prof. Dr. M.), Ueber den Ursprung der Sitten. Antrittsvorlesung, gehalten am 23. März 1860 in der Hochschule zu Bern. gr. 8. geh. 8 Sgr.

Steinthal (Prof. Dr. H.), Philologie, Geschichte und Psychologie in ihren gegenseitigen Beziehungen. Vortrag, gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meiſsen 1863, in erweiternder Ueberarbeitung. 1864. Velinpapier. gr. 8. geh. 15 Sgr.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Stallschreiberstr. 47.